



Wöchentlich Eine Nummer.  
Preis vierteljährlich 2 Mark.

№ 35.

Alle 14 Tage Ein Heft.  
Preis 35 Pfennig pro Heft.

# Sherwood.

Roman  
von

Julius Groffe.

(Fortsetzung.)



## Sherwood's Bericht.

ein Vater, ein Engländer, war ein ebenso ausgezeichnet als renommirter Mechaniker. Unter Kaiser Paul wurde er zu Anfang des Jahrhunderts nach Rußland berufen, um die Kupawinskischen Tuchfabriken einzurichten und zu dirigiren. Er verließ England mit seiner Familie und drei Söhnen, von denen ich der jüngste bin. Als technischer Direktor der Fabriken erwarb sich mein Vater ein bedeutendes Vermögen, kaufte mehrere Häuser in Moskau und wandte Alles an, um uns, ich kann wohl sagen, eine glänzende Erziehung zu geben. In seiner Lieblingswissenschaft, der Mechanik, unterrichtete er uns selbst.

„Mit einem Wort: ich habe eine sonnenhelle Jugend verlebt und damals mein neues Vaterland lieben lernen. Rußland schien mir und uns Allen das Land des Glücks und der Zukunft. Wir lebten im Wohlstand, ja im Ueberfluß. Wer hätte denken können, daß das Alles im Abgrund enden würde. Ich war schon erwachsen, als das Unglück hereinbrach, plötzlich und unüberwindlich, wie die Sturmfluten von Petersburg. Schon lange fehlte es uns weder an Neidern, noch an Feinden. Und es thut mir leid, Herr Oberst, dasselbe Rußland, das ich lieb gewonnen, anklagen zu müssen.

„Mein Vater bemerkte schon lange eine gewisse Animosität der Verwaltungsbeamten der Fabrik, er

entdeckte auch wiederholt Unterschleife; die Leute hielten es gleichsam für ihr Recht, bei vollen Krippen zulangem zu dürfen. Eine Zeitlang drückte mein Vater die Augen zu, aber das Uebel wurde ärger. Bei seinem schroffen Charakter kam es zu heftigen Auftritten, und schließlich jagte er die Treulosen davon. Die Folge waren Fahrlässigkeiten im Betriebe der Fabrik und Verwirrungen im Geschäftsgang.

„Man begann die fertigen Fabrikate für Ausschub zu erklären und sie zurückzuweisen. Endlich sandte uns die Regierung auf Antrag meines Vaters einen neuen Kontrolbeamten zur Untersuchung, einen sogenannten Intendanten; ich will seinen Namen nicht nennen; aber dieser Biedermann erhob gleich anfangs die maßloseten Ansprüche. Mein Vater hätte sich immer noch retten können, wenn er einige tausend Rubel hätte opfern wollen; die Andeutungen jenes Menschen waren unverhohlen genug. Er aber pochte auf sein Recht und wies jene Forderungen rundweg ab.

„Nun kam es zu schriftlichen Erklärungen. Endlich wurden alle Tuchvorräthe in den Speichern versiegelt, und da sie von langem Lagern verdarben, so wurden alle daraus hervorgehenden Verluste meinem Vater angerechnet, sein bewegliches und unbewegliches Vermögen konfiszirt und auf alle seine Kapitalien Beschlag gelegt. Kurz, gestern noch ein Millionär, war mein Vater heute zum Bettler geworden. Das brach seinen Lebensmuth auf immer, und der Schein eines ehrenwürdigen Bankerotts traf ihn in's Herz. Eines

Tags — ach, erlassen Sie mir das Einzelne — fanden wir ihn mit zerschmettertem Kopfe, einige Wochen darauf begruben wir auch die Mutter.

„Damals, Herr Oberst, habe ich Ihre Nation hassen lernen, und an den Gräbern meiner Eltern habe ich einen heiligen Racheschwur gethan gegen jenen Intendanten und gegen Alle, die ihm gleichen. Geben Sie Gott, daß ich dem Schurken niemals mehr begegne!“

„Ich würde in's Ausland gegangen sein wie meine Brüder, die nach England zurückkehrten und dort als Mechaniker Stellen in Privatfabriken fanden. Mir fehlten theils die Mittel zur Reise, theils hielt mich jener Racheschwur zurück, jetzt schon Rußland zu verlassen. Meine Absicht war damals schon, in Militärdienste zu treten, aber ohne Protektion konnte ich keinen Erfolg erwarten, und so trieb ich mich eine Zeitlang in Moskau ohne Beschäftigung und fast ohne alle Subsistenzmittel herum, angewiesen auf die Unterstützung meiner Landsleute, bei denen ich auch Aufnahme und Unterkunft fand.“

„Daß ich damals kein Verbrecher geworden, danke ich nur unserer strengen Erziehung und, wenn Sie wollen, einer Art von Aberglauben, daß ich noch zu großen oder ungewöhnlichen Dingen bestimmt sei. Nicht wahr, höchst lächerlich, Herr Oberst, und doch kann auch ein Wahn von moralischer Wirkung sein. Damals erwartete ich das Glück vom Himmel herab und von einem Wunder, als wenn dieses Leben ein phantastisches Märchen sei. Vielleicht ist es ein Vorrecht der Jugend und des Glends, sich mit Träumen zu trösten. Und mich hat jener Traum doch nicht ganz betrogen.“

„Eines Morgens befand ich mich im Hause eines meiner Landsleute, eines bekannten Fabrikanten in Lederwaaren — der Mann brauchte mich hie und da zu seinen Korrespondenzen. Plötzlich hielt ein Wagen vor dem Hause, und gleich darauf trat ein ältlicher Herr in's Magazin. Auf den ersten Blick erkannte man den Landedelmann.“

„Er wünschte zwei Damensättel für seine Töchter, fand auch dergleichen nach seinem Begehre und schloß den Handel ab. Schon wandte er sich, um das Magazin zu verlassen, als er in der Thür wie nachsinnend stehen blieb und wieder zurückkam.“

„Sie sind ein Engländer, Herr Cockburn,“ sagte er. „Kennen Sie vielleicht einen Ihrer Landsleute, der im Stande wäre, im Englischen Unterricht zu geben? Meine Töchter wünschen den Unterricht in dieser Sprache fortzusetzen. Wenn Sie Jemand finden, der dazu befähigt ist, so schicken Sie ihn unverweilt zu mir, damit ich ihn gleich mit auf das Land nehme.“

„Diese Worte klangen mir wie Musik.“

„Sofort trat ich vor und bot mich als Lehrer der englischen Sprache an, die ich selbstverständlich vollkommen kenne. Der Herr sah mich mit einigem Mißtrauen an, als er indeß in englischer Sprache einige Fragen an mich gethan hatte, wie: wer ich wäre, wo ich wohne und so weiter, bestete er einen fragenden Blick auf den Hausherrn. Mein Landsmann veräumte nicht, mich auf das Wärmste zu empfehlen als ausgezeichneten Kenner der eng-

lischen, französischen und deutschen Sprache, sowie der Musik, und als einen Charakter, für den er in moralischer Hinsicht gut stehen könne. Diese Empfehlung schien den Herrn völlig zufrieden zu stellen, er fragte mich, wie viel ich Gehalt verlange, und als ich, eingedenk, daß man in Rußland nur das schätzt, was im höchsten Preise steht, tausend Rubel Bankassigurationen bestimmte, nickte er zum Zeichen seiner Einwilligung mit dem Kopfe, nahm eine Visitenkarte mit seiner Adresse heraus und befahl mir, den folgenden Tag zu ihm zu kommen, um sogleich mit ihm auf sein Landgut im Gouvernement Smolensk zu reisen.“

„Alles das war so schnell abgemacht, daß ich, als der Herr fort war, einige Minuten lang vor Erstaunen nicht zu mir kommen konnte und meinen raschen Schritt fast bereute.“

„Mister Cockburn beruhigte mich vollkommen und beglückwünschte mich, denn mein künftiger Prinzipal sei ein sehr reicher und ehrenwerther Gutsbesitzer, ihm seit Jahren wohlbekannt, und ich würde in der einen oder andern Weise gewiß mein Glück machen.“

„Wie im Traum ging ich davon; aber mein erster Gang war zu dem Grabe meiner Eltern, gleichsam um sie um Rath zu fragen und mir ihren Segen zu holen. Als ich zurückkam, war ich fest entschlossen, und so fand ich mich am andern Morgen mit meinem kleinen Mantelsack, der meine wenigen Habseligkeiten enthielt, im Palais des Herrn von Uschatoff auf der Miasnikkaja ein.“

Wie ein Donnerschlag traf mich dieß Wort Sherwood's, so daß ich aufsprang und den jungen Mann am Arm faßte, aber ich ließ ihn gleich wieder los und trat in die Fensternische, um meine Bewegung zu verbergen. Sollte dieser Mensch etwa jener Dämon gewesen sein, der ein Familienglück zerstörte? — Unmöglich, ganz unmöglich! Ich mußte lachen, wenn ich diesen Ritter von der traurigen Gestalt vom Scheitel zu den Sohlen maß.

Nach einer Pause nahm ich wieder Platz.

„Fahren Sie fort.“

Sherwood war einigermaßen erstaunt über die Wirkung seiner Worte und begann von Neuem:

„Sie können sich denken, Herr Oberst, wie mir zu Muth war, als wir in gestrecktem Galopp aus Moskau fuhren. Noch vor wenigen Tagen am Verhungern, und jetzt schien mir die ganze Welt zu gehören. Es begann zu regnen und in der Ferne zog ein schweres Gewitter herauf, aber Donner und Sturm schienen mir nur die erhabene Musik meines neuen Frühlings.“

„Herr von Uschatoff, der in Moskau stark gezecht haben mochte, schlief fast ununterbrochen. Aber ich war nicht weniger im Rausch über die Wendung meines Geschicks, und die Zukunft lag vor mir wie in goldenem Nebelganz. Die Gegend war eintönig — unübersichtbare Moräste und abgeholzte Waldstrecken, dann wieder braune Heiden, wo wir stumpfsinnigen Hirten begegneten. Von Zeit zu Zeit trabten waidende Pferde an die Straße heran oder ein Rudel Schweine stob vor unserem Wagen davon. In den Lüften zogen endlose Schwärme von Krähen zum Wald, und aus den Moorgründen der Ferne

stieg ein dichter Qualm oder Nebel empor. Niemals zuvor schien mir das traurige Rußland so idyllisch und interessant.

„Wir fuhren ohne Aufenthalt ununterbrochen Meilen um Meilen. Da es Frühlingsausgang war, brach die Nacht erst spät herein, aber sie schien mir mit ihren klaren Sternen wie eine heilige Weihnachtsnacht. Mit Tagesanbruch wurde die Gegend lieblicher. Ferne Höhenzüge erschienen mit laubreichen Wäldern, in meilenweiter Ferne bligten die goldenen Kuppeln einer Stadt im Morgenroth. Endlich bogen wir in einen Föhrenwald ein. Bald wechselte das Nadelholz mit Espen, Birken und Buchen, ein blauer See mit wehendem Schilf wurde sichtbar, und gleich darauf lag das stolze Herrenhaus von Staniza Tarussa vor uns.

„In kühnem, elegantem Bogen fuhr die Telega vor der Paratreppe vor. Sofort erschienen mehrere Diener aus dem Erdgeschoß und an ihren Armen wurde der noch immer schlaftrunkene Gebieter in das Haus geleitet.

„Oben im Vorsaal eilten ihm zwei erwachsene Töchter entgegen und begrüßten den Vater mit lauter Freude. Ich wurde unbemerkt Zeuge einer rührenden Szene des Wiedersehens. Meine Erwartungen waren, ich weiß nicht, warum, hochgespannt gewesen; dennoch blieben sie hinter dem blendenden Eindruck zurück. Solche Schönheiten waren mir im ganzen Leben bisher noch nicht vor Augen gekommen. Von dieser Stunde an pries ich meinen Stern, und Rußland, das mir so wehe gethan, erschien mir jetzt als das glücklichste Land.

„Nach der ersten Freude des Wiedersehens wandte sich Utschakoff zu mir und stellte mich seinen Töchtern als Lehrer der englischen Sprache vor.

„Meine ehrfurchtsvolle Verbeugung wurde von ihnen mit einer leichten, graziosen Reverenz erwidert und darauf dem Haushofmeister Befehl erteilt, mir das Zimmer einzuräumen, welches mein Vorgänger bewohnt hatte — eigentlich meine Vorgängerin, denn es war eine Gouvernante aus Genf, die Knall und Fall entlassen worden war, weil sie, wie ich später erfuhr, sich in eine Herzensangelegenheit der älteren Schwester eingemischt hatte; doch davon werde ich später noch ausführlicher zu berichten haben.

„Seit jenem Tage war ich der unzertrennliche Gesellschafter meiner reizenden Schülerinnen. Sie hatten ihre Mutter verloren und standen unter der Aufsicht einer alten Verwandten, Sascha, die fast nie aus ihrem Zimmer kam. Den Vater, der auf seinen weitläufigen Besitzungen, auf Jagden und Versammlungen viel zu thun hatte, sahen wir nur des Mittags und Abends und auch das nicht täglich. Er bekümmerte sich damals nur wenig um uns.

„Auch sonst fehlte es nicht an originellen Gestalten auf dem Herrensitze. Da war zuerst eine Art Faktotum, ein früherer Kosak Ruzmin, der Mittags mit einer Trompete das Zeichen zur Tafel gab und Abends die Balalaika spielte; ferner Iwan, der Wolfsfänger und Otternjäger; endlich mehrere Verwalter, Forstauffseher und ein alter Friseur, ein Franzose, der im Jahr der großen Retirade gefangen worden und seitdem hier geblieben war.

„Wie soll ich nun das Weitere berichten, um Ihnen ein klares Bild zu geben und doch Niemand zu nahe zu treten?

„Es ist wohl kaum zu verwundern, daß unser Verkehr sehr bald ein intimer wurde. Die volle Freiheit, uns jeden Augenblick zu sehen, der Vortheil, wenn Andere zugegen, uns in einer fremden Sprache zu verständigen, die Enge des Landlebens und seine Abwechslung — wir ritten und fuhren durch die weiten Forsten und Felder, ruderten auf Gondeln zu den einsamen Inseln der Seen, schossen nach der Scheibe und trieben Musik — alles das half uns rasch zu Vertrauten machen.

„Beide Schwestern, so unähnlich einander wie möglich, waren von bezaubernder Schönheit. Tatiana, die Ältere, brünet und von einer gewissen Nachlässigkeit der Haltung, schien meist von Schwermuth und Trauer überschattet, sie hatte bereits eine schwere Prüfung erfahren. Die Jüngere dagegen, Nadjeschda, blauäugig und braunlockig, war von ungebändigtem, lebhaftem Temperament, dabei doch von jungfräulicher Scheu und naiver Anmuth. Was soll ich es verhehlen, daß sie es bald mir angethan?

„Obgleich ich keinen Augenblick die Schranke vergaß, die zwischen uns bestand, gab ich mich doch widerstandslos manchem schönen Traume hin. Wir lasen Shakespeare's 'Romeo', Byron's 'Korjar' und 'Braut von Abydos' und Burns' schottische Lieder. Und so berauschten wir uns im Vorn der Poesie, die uns das wirkliche Leben zu einem phantastischen Reich der Abenteuer machte. Doch ich mußte Ihnen einen ganzen Roman erzählen, wie allmählig Alles gekommen.“

„Das lassen Sie nur,“ unterbrach ich Sherwood. „Ich kann mir das Weitere schon denken. Sie haben als ein Schurke gehandelt!“

„Doch nicht, Herr Oberst,“ sagte Sherwood. „Ich habe zwar dem Himmel zu danken, daß er mir das süßeste und unerhoffteste Glück bescherte, aber ich habe keine Ursache irgend einer Reue, denn meine Absichten waren und sind noch die ehrenhaftesten.“

„Hören Sie also weiter. Das Wunderliche war, daß meine Leidenschaft für Nadjeschda von ihrer älteren Schwester gleichsam protegirt wurde, seit ich einmal ihre Partie genommen. Dieß hing so zusammen: Um Tatiana hatte sich vor Jahresfrist ein junger, reicher Kavaliere beworben, der als entfernter Verwandter auf dem Gut zu Besuch war. Ich darf seinen Namen aus gewissen Gründen nicht nennen, er ist heute noch Artillerieoffizier in Charkow. Um sich Tatiana zu nähern und eine Vertraute zu gewinnen, hatte er anfangs der Gouvernante den Hof gemacht. Diese, eine intrigante Person, die Carrière machen wollte, faßte selbst eine tolle Leidenschaft zu dem vornehmen Herrn und bezog alle seine Aufmerksamkeit auf sich.

„Als er schließlich doch um Tatiana warb und ihr Jawort errang, wurde sie in blinder Wuth zur Verrätherin und zwar der politischen Gesinnungen des Kavaliere. Sie hatte aus seiner Korrespondenz erfahren, daß er ein Revolutionär und einer geheimen Gesellschaft angehörte, die angeblich den Umsturz des Thrones und die Vernichtung des Hauses Romanow

bezweckte. Kaum hatte sie diesen Verdacht dem alten Wschakoff beigebracht, so kam es zu stürmischen Auftritten. Schließlich stellte er dem Lieutenant das Ultimatum, entweder seinen Abschied zu nehmen und in das Ausland zu gehen, oder seiner Tochter zu entsagen. Und da Jener keine Entscheidung fand, vielleicht weil er durch gewisse Eide gebunden war, so begann Tatiana an seiner Zuneigung zu zweifeln und gab ihm selbst den Abschied. Der Lieutenant reiste ab und gleichzeitig wurde die Gouvernante entlassen. So hatte der Parteigeist ein hoffnungsvolles Liebesglück zerstört. Tatiana mochte seitdem ihren Schritt hundertmal bereut haben, denn sie liebte ihn immer noch leidenschaftlich, und in der Unmöglichkeit, ihn wieder an sich zu ziehen, welkte sie in stillem Gram dahin. Nadjeschda, die Jüngere, verstand von allen jenen Zerwürfnissen nichts und schalt oft lachend ihre Schwester eine Thörin, sich deshalb das Herz so schwer zu machen. Damals verteidigte ich Tatiana mit Wärme, und von dieser Stunde an wurde sie meine beste Freundin. Sie schürte und protegirte meine aufkeimende Neigung für Nadjeschda mit einem Eifer, ja mit einer List und Verschlagenheit, als läge ihr ganz besonders daran, auch ihre unerfahrene Schwester in das Netz der Leidenschaft verstrickt zu sehen, damit sie nichts mehr vor ihr voraus habe. Wer kennt die Irrgänge eines Mädchenherzens?

„Da war es eines Tages, als eine Menge gemischter Gesellschaft aus der Umgegend anlangte und Miene machte, tagelang zu bleiben, Gutsbesitzer mit ihren Frauen, Beamte und Militärs nebst ihrer Dienerschaft. Zum Glück war der General Wschakoff auf einige Zeit verreist, und so konnten wir die Ehre ablehnen. Gleichwohl vergingen peinliche Stunden. Man schoß nach der Scheibe, man schmauste und trank, tanzte und sang. Sie kennen ja solche Heimsuchungen. Unter Anderem wurde auch ein Porträt von Hand zu Hand gegeben, das Bild eines blonden, widerlichen HyänenGesichts mit eingedrückter Nase und schiefgeschliffnen Augen, der richtige Typus eines Baskiren voll Wildheit und Energie. Das Porträt stellte einen gewissen Wassili Davidoff dar, und ich hörte die Anspielung, daß ihm Nadjeschda bereits zugesagt sei. Er würde demnächst selbst kommen, und seine Verwandten baten im Voraus um gute Aufnahme. Mir war das Alles ein Greuel und noch unausstehlicher die Harmlosigkeit, womit Nadjeschda alles das aufnahm. Endlich gegen Abend wurden wir die Heuschrecken wieder los.

„Da begehrte Tatiana, ich möchte sie noch ein Stündchen auf dem Wasser fahren zur Einsiedelei auf der Paulsinsel. Auch Nadjeschda, die erst nicht wollte, mußte mitfahren. Es war ein schöner, warmer Sommerabend, wie nur Rußland sie kennt. Die Libellen flogen und die Mücken tanzten im rothen Licht, und in den Wäldern sangen die Drosseln. Wir hatten allerhand zu plaudern über die unwillkommenen Gäste, und die Schwestern flochten sich Kränze aus den gelben Knospen der Wasserrosen.

„Nach einer halben Stunde fuhr ich endlich direkt nach der Insel hinüber. Wir stiegen aus, und ich schritt mit Nadjeschda zu dem Häuschen aus Birken-

rinde, das auf dem Hügel stand. Plötzlich hören wir hinter uns lauten Ruderschlag und wenden uns um. Tatiana war wieder in das Boot gesprungen, sie habe vergessen, Shawls und Kapuzen mitzunehmen. Damit fuhr sie lachend davon. Wir waren allein, Nadjeschda und ich allein, zum ersten Male seit langen Tagen.

„War es nun ein Zufall oder eine Spitzbüberei Tatiana's, Nadjeschda's Uebermuth schien mit einem Male verschwunden, sie wurde plötzlich ernst und befangen wie niemals zuvor.

„Stellen Sie sich die Situation vor. Zuerst scherzte ich ob des Eifers Tatiana's, dann begann ich aus meiner Jugendzeit zu erzählen, auch von dem schweren Unglück, das meine Eltern betroffen und unser Familienglück in Elend verwandelt hatte. Nadjeschda hörte mir theilnahmsvoll zu, und ich sah eine Thräne in ihren Augen schimmern. Auch sie erzählte dann Einzelnes aus ihrer Jugendzeit und besonders von ihrer geliebten Mutter. Die Stunden vergingen, reine, heilige Stunden brüderlichen und schwesterlichen Vertrauens. Tatiana kam nicht wieder, und wir hatten ihrer bereits völlig vergessen. Plötzlich hörten wir das Glockenspiel auf der Schloßkapelle, ein Zeichen, daß es Mitternacht. Jetzt wurde Nadjeschda unruhig und gerieth in äußerste Beängstigung um ihre Schwester, der vielleicht ein Unglück widerfahren, denn ihre Absicht durchschaute sie nicht.

„Nasch entschlossen warf ich mich jetzt in das Wasser, um einen Kahn zu holen. Ein paarmal drohten mich die Wasserpflanzen hinabzuziehen und ich mußte alle Kraft aufbieten, um lebend davonzukommen. Endlich stieg ich am Ufer empor. Da saß Tatiana im Dunkel auf einer Bank und trat mir entgegen.

„Nun, Sie umgekehrter Leander, wie steht's mit Ihrer Hero?“

„Ich antwortete nicht. ‚Ich glaube wirklich, Sie sind auch auf der Flucht vor Ihrem Glück,‘ sagte sie. ‚Ich meinte es Ihnen recht gemacht zu haben, und Nadjeschda hat Ihr Geständniß erwartet. Schämen Sie sich!‘

„Ich gab ihr auch jetzt keine Antwort, sondern eilte zum Schloß, um den alten Kosaken Kuzmin mit einer Gondel zur Insel zu schicken und Nadjeschda zu holen; ihr Fahrzeug müsse sich losgerissen haben.

„Zubeln freilich hätte ich können, daß Nadjeschda eine Erklärung erwartet, aber was sollte dann aus uns werden? Mein Entschluß war gefaßt, meine Stelle aufzugeben und abzureisen, sobald der General zurückgekehrt. Die Wirkung des unfreiwilligen Bades hielt mich übrigens einige Tage krank auf meinem Zimmer — sehr nach meinem Wunsch. Als ich so weit genesen, um reisen zu können, beschloß ich, nicht länger zu warten, packte meine Sachen zusammen und bestellte mir durch Kuzmin eine Telega.

„Aber ich war kaum die Treppe hinab, als mir abermals Tatiana entgegentrat. ‚Wohin wollen Sie, Sherwood? Ich weiß, Sie lieben meine Schwester, und ich habe es begünstigt. Ich will nicht, daß Nadja so unglücklich werde wie ich. Gehen Sie davon, so wird Vater sie mit dem Davidoff vermählen. Das ist ausgemacht. Was Sie sonst sagen können, weiß ich Alles. — Wir sind reich genug,

um frei zu wählen. Vor dem Vater nehme ich Alles auf mich. Sobald er zurückkommt, reden wir mit ihm. Er ist herzengut und Nadja ist sein Liebling. Können Sie sie opfern wollen? Unmöglich! Wenn Sie ein Mann sind von Herz und Charakter, so handeln Sie als ein Mann.'

„Von dieser Stunde an war Alles anders. Ich will Ihnen nicht sagen, wie ich Nadjeschda wieder sah — in derselben Birkenhütte, wo ich sie damals verlassen. Worte wurden nicht gewechselt. Daß ich blieb, war meine Erklärung, und Nadja blühte auf wie eine Rose. Die Lektionen waren schon längst aufgegeben. Wir ritten wieder über Felder und Häiden, besuchten Dörfer und Kirchen und Nadjeschda beschenkte die Muschits mit vollen Händen. Abends ruberten wir auf den blauen Wassern und blieben zusammen manche Sommernacht, wo die Sonne nicht unterging.

„Damals ist Nadjeschda meine Braut geworden ohne Erklärung — die Lippen sprachen von selber. Die Rückkunft des Vaters verzögerte sich aber noch eine Woche, und so lebten wir ungestört unserm Glück. Es waren goldene, unvergeßliche Tage, die einzig seligen meines armen Lebens; keine Menschen-sprache, keine Dichterszunge würde sie schildern können.

„Nadjeschda war mein geworden in stürmischer Leidenschaft, wie von Furcht getrieben, daß sie doch noch einem Andern zugesprochen werden könne. Sie wollte sich jeden Ausweg im Voraus abschneiden, und unser Bündniß galt ihr für Zeit und Ewigkeit.

„Jene Tage des Glücks hatten ein Ende mit der Rückkunft des Generals. Sein mildes Wesen gegen mich schien verändert. Vielleicht war er gewarnt worden. Zwar sprach er nicht von Davidoff, aber sein finsterner Blick betrachtete mich und auch seine Tochter mit Argwohn, so daß Tatiana ihrer Zusage vergaß. Die Lage ward zuletzt unerträglich, und ich war entschlossen, Alles offen zu bekennen, trug ich mich doch immer noch mit trügerischer Hoffnung, denn ich konnte sagen, der General hatte mich liebgewonnen wie einen Sohn.

„Trotzdem kam es auch jetzt nicht zu dieser beschlossenen Erklärung. An jenem Tage, dem letzten meines Traumes, war abermals zahlreiche Gesellschaft bei Tafel.

„Man erzählte unter Anderem von einer Moskauer Dame aus fürstlichem Hause, die einem deutschen Künstler, der irgend eine Kirche mit Fresken geschmückt, ihre Hand gereicht habe.

„Welcher Simpel muß der alte Fürst geworden sein,' rief der General, 'sein Kind an einen Ausländer wegzuverwerfen. Böser Hanf, böses Linnen. Ich würde meine Tochter lieber umbringen, als solche Einwilligung zu geben. Brütet ein Kukuk im Ablersnest, so ist's sein Tod. Wär's noch ein Adliger, ein Militär, der den Rock des Kaisers angezogen, um Rußland zu dienen — aber ein wälischer Tüncher — ein Ausländer — so Giner, der auf der Sonne sitzt und die Füße auf dem Monde hat — das könnte mich rasend machen,' und er fügte noch manches drohende Wort hinzu, welches uns sagte, daß von dem adelsstolzen Ultrussen und Edelmann nichts zu erwarten war.

„Nadjeschda fühlte sich bei diesem Sturm von einer Ohnmacht angewandelt, so daß man sie in ihr Zimmer brachte. Auch der klugen Tatiana war aller Muth gesunken, und todtensblaß folgte sie den Anderen, welche aufbrachen.

„Jetzt war ich mit dem alten Herrn allein.

„Ja, wenn die Kage Flügel hätte, gäb' es keine Lerchen mehr,' sagte der General. 'Sie sind ein Gentleman, Sherwood, Sie pflanzen meinen Töchtern keine solchen Grundsätze ein, daß jeder grüne Stein ein Malachit, bloß weil er grün ist. Jetzt nehmen Sie sich ein Pferd und reiten nach Smolensk. Dort holen Sie mir einen tüchtigen Arzt. Die Nadja ist leidend. Ich will wissen, woran ich bin, hier kann ich Niemand glauben. Was im Teiche der Lüge schwimmt, sind Alles faule Fische!'

„Ich glaubte noch nicht, daß es dem alten Herrn Ernst sei, und wartete.

„Nun, warum gehen Sie nicht?' fuhr er auf. 'Hier muß Alles anders werden, vielleicht eine Reise in's Seebad nach Hapsal. Darüber will ich den Arzt hören. Wozu in's Ausland? Wir haben in Rußland Alles, was wir brauchen. Und hilft das nicht, so muß sie heirathen. Freilich, die Gänse der Hoffnung traben, aber die Telega bleibt am Ort. Geh's nach Hapsal, können Sie haushalten inzwischen. Ich hoffe, auch die Davidoffs kommen hin. Jetzt vorwärts!'

„Anfangs klangen mir seine Worte verheißungsvoll. Alles konnte noch gut werden, wenn Aufschub möglich — aber diese Reise. — Wie konnte ich leben, ohne Nadjeschda zu sehen! Und jetzt war es sicher, daß man mich mit guter Manier los werden wollte. Die Erwähnung der Davidoffs sagte Alles, und ich sah kein Mittel, die Gefahr zu beschwören.

„Als ich die Treppe hinuntereilte, um mir ein Pferd satteln zu lassen, huschte Tatiana wie verstört aus einem Seitenzimmer und ergriff meinen Arm.

„Um Gottes willen, James!' — sie nannte mich zum ersten Male bei meinem Vornamen — ,holen Sie keinen Arzt, holen Sie einen Popen, aber den aus Simianka.'

„Warum — ist Nadjeschda in Lebensgefahr?'

„Das nicht, aber' — sie flüsterte mir ein Wort zu, das mich wie ein Blitzstrahl berührte. Zwar Gefahr war nicht im Verzuge, aber dieß Geheimniß konnte nicht lange verborgen bleiben. Darnach handelte ich.

„Der Arzt, den ich um Mitternacht aus Simianka brachte, war jener Pope. Wir kannten uns seit einigen Monaten, und er rechnete auf die Verwendung der Damen hinsichtlich einer reich dotirten, längst vakanten Stelle in der Nachbarschaft. Ausnahmsweise war dieser Pope ein nüchternen, ehrenwerther alter Mann, der den bösen Weltlauf mit Wohlwollen und Nachsicht betrachtete.

„Noch in derselben Nacht wurden wir in der kleinen Schloßkapelle Morgens um zwei Uhr getraut. Zeugen waren Tatiana und die alte Sascha, dann der Friseur Monsieur Parchemin und der alte Kosak Kuzmin. Allen Leuten im Schloß war Nadjeschda an's Herz gewachsen mit Ausnahme des alten Wolfs-

fängers Zwan, der auch wohl den Verräther gespielt haben mochte.

„Die beiden Aeltesten, Sascha und Kuzmin, fungirten als Brautvater und Brautmutter und hielten die Brautkrone über Nadja, während Tatiana und Parchemin mir den gleichen Ehrendienst erwiesen.

„Nadjeschda war verweint, aber sonst ruhig und gefaßt, als wenn Alles so sein müßte und ihr in den Sternen bestimmt sei. Als doch die Gemüthsstimmung sie übermannen wollte, flüsterte ihr Tatiana zu: ‚Es ist ja Alles nur vorläufig. Der Vater wird Vernunft annehmen, wenn das Unabänderliche einmal geschehen ist.‘

„In derselben Nacht noch sind wir Beide abgereist, und der alte Kuzmin war unser Iswoschtschik. Unsere Reise ging nach Smolensk, wo die Damen von den großen Jahrmärkten her manche Bekanntschaften hatten, darunter auch die Familie eines Handelsmannes Abramowitsch, der ein großes Haus am Bazar besaß und gewohnt war, die einzelnen Wohnungen an Meßfreunde und andere Reisende zu vermieten.

„Unser Vertrauen zu dem braven und ehrlichen Manne wurde auch nicht getäuscht. Wir erhielten auf unsern Wunsch vorläufig auf ein halbes Jahr einige bequeme und anständig möblirte Räume.

„Unvergeßlich bleibt mir die Ankunft in der fremden, lärmenden Stadt — die Ankunft mit einer jungen, schönen Frau, die ich aus vornehmerm Hause entführt. Welche Verantwortung lag auf mir und welche Sorge für die Zukunft? Aber im ersten Anstich des überirdischen Glücks wiesen wir alle trüben Gedanken weit weg und lebten nur der Gegenwart und uns selbst.

„Indeß schien mir ein Versuch der Versöhnung unumgänglich, schon Nadjeschda's willen. Gleich in den ersten Tagen schrieb ich meinem Schwiegervater. Hier sehen Sie noch den Wortlaut des Briefs, den ich in meiner Briefftafel entwarf:

„Herr General! Da Sie erklärt haben, Sie würden des Lebens Ihrer Tochter nicht schonen, wenn sie einen Ausländer heirathete, so hielt ich es für meine Pflicht, sie vor Ihrem Zorn in Sicherheit zu bringen. Nadjeschda ist mein Weib geworden vor Gott und Menschen, denn wir haben den Segen der Kirche empfangen. Sie selbst haben es leider verhindert, daß ich in aller Form um Ihre Tochter anhielt. Vergeben Sie unserer Eigenmacht und meiner Kühnheit. Bisher hatte ich geglaubt, Ihre Hochachtung und Ihre Liebe gewonnen zu haben, und an diese appellire ich mit bewegtem Herzen. Ich bin ein Engländer, vorläufig ohne Amt, aber Sie kennen mich hinreichend, um zu wissen, daß ich wohl im Stande bin, mir eine Stellung zu erringen und Ihre Tochter glücklich zu machen. Ich bin demüthig, aber stolz genug zu sagen: es war des Himmels Wille, daß Nadjeschda den armen Abenteuerer zu ihrem Gemahl erwählte. Verfolgen Sie uns nicht. Wir stehen um Ihre Vergebung und Ihren väterlichen Segen. Sollten Sie aber Gewalt anwenden, um uns zu trennen, so wissen Sie, daß Sie nur zwei Leichen finden werden.“

„Unterschieden war der Brief von uns Beiden.

„In peinlicher Spannung warteten wir nun von Tag zu Tag. Bei jedem Klopfen an unserer Thür schreckten wir auf, als nahe das Schicksal. Meine Pistolen waren geladen. So vergingen sechs qualvolle Wochen; endlich kam ein Schreiben Tatiana's. Alles schien verloren.

„Der General hatte in seiner maßlosen Wuth eine Art von Schlaganfall erlitten und war einige Wochen krank und darnieder gelegen. Dann begann das Strafgericht. Tatiana und die alte Sascha entzogen sich kaum seinen Mißhandlungen, Kuzmin und den Friseur traktirte er mit der Jagdpeitsche und sämtliche Muschiks auf dem Gute wurden geknüttet. Nadjeschda galt ihm als gestorben und verdorben; niemals mehr durfte ihr Name genannt werden, sie war im Voraus enterbt und verstoßen, es sei denn — so lautete die höhnische Klausel — daß der Kaiser selbst ihm, dem General, befehle, den Ausländer und Bettler als Schwiegerohn anzunehmen.

„Die Wirkung des Briefs auf Nadjeschda war erschütternd, aber da man uns mit Verfolgung verschonte, kehrte bald der Lebensmuth zurück.

„Was soll ich Ihnen sagen von diesem Jahr des Glücks und des Glends? Wir besaßen für den Anfang wohl Subsistenzmittel genug, denn Nadjeschda hatte ihre Ersparnisse und Schmucksachen mitgenommen, und so lebten wir, wenn nicht auf großem Fuß, doch standesgemäß. Auch jene Familie Abramowitsch stand uns mit gutem Rath und mannigfacher Hülfe treulich bei, so daß jene schwere Stunde, wo ich Vater wurde, glücklich vorüberging. Aber dieß Ereigniß, welches uns beseligte, brachte zugleich neue Verpflichtungen und neue Sorgen. Ich verlor den Muth nicht und versuchte Allerhand, um festen Boden zu gewinnen. Eine Zeitlang arbeitete ich bei einem Advokaten, dann beim Architekt, gab auch Unterricht in einem Lyceum, aber alles das war nur von kurzer Dauer. Sobald man erfuhr, daß ich eine junge Dame aus vornehmerm Stande entführt habe, fürchtete man Verwicklungen und entließ mich.

„Nachdem Alles so mißglückt — zuletzt zeichnete ich Porträts und schnitt Silhouetten aus — wurde nach reiflicher Berathung beschlossen, daß ich Militärdienste nehmen sollte, um den Offiziersrang zu erlangen. Dieß schien das einzige Mittel, um dereinst den General zu versöhnen.

„Dieser Entschluß war vielleicht die heillofeste Thorheit, die ich jemals begangen. Was sind zwölf Jahre für eine junge Familie? — ein halbes Leben — und was hatte inzwischen meine arme Frau zu erwarten? O, es war unverantwortlich, himmelschreiend, daß ich das nicht bedacht. Aber die entfernte Möglichkeit der Versöhnung schien uns immer noch wie eine Erlösung. In Rußland rechnet man anders als sonst, und wer nach Sibirien verbannt wird, ist glücklich, wenn er erwarten darf, nach zwölf Jahren dem Leben zurückgegeben zu werden.

„So riß ich mich denn mit blutendem Herzen von Weib und Kind los und reiste nach Moskau zurück, um beim General Staal einzutreten, der mir früher schon seine Vermittlung angeboten. Alles gelang, als wenn der Segen des Himmels auf

meinem Beginnen ruhte. Ich wurde mit offenen Armen empfangen, und da der General gerade im Begriff stand, eine Dienstreise nach Odessa zu machen, nahm er mich sogleich mit bis Zelisabetgrad und schickte mich von dort mit einer Empfehlung an den Oberst Gwers nach Novomirgorod. Meine Bittschrift wurde angenommen, und ich trat in unser Regiment als Freiwilliger mit der Berechtigung zum Offiziersrang nach zwölfjähriger Dienstzeit. Alles Uebrige ist Ihnen bekannt.“

\*

Das war die Historie Sherwood's. Er stand alsbald auf und stellte sich ordnungsmäßig vor mich hin.

Ich betrachtete diesen verwegenen Burschen mit sehr gemischten Empfindungen. Das also war der Nichtswürdige, die Schlange, die mein alter Freund Ushatoff an seinem Busen erwärmt hatte. Zwar schwebten die bittersten Vorwürfe auf meiner Zunge, doch ich hielt sie zurück. Das Geschehene war nun einmal nicht ungeschehen zu machen.

„Junger Mann,“ sagte ich zu ihm, „ich enthalte mich jedes Urtheils über Ihre Handlungsweise. Ihr Verfahren war das eines Abenteurers, aber ich will zugeben: Sie haben brav gehandelt, daß Sie sich zur Rettung Ihrer Gemahlin entschlossen haben, den Soldatenrock anzuziehen. Indeß scheint Ihre Entschliebung doch nur ein momentanes Aufklappen gewesen zu sein.“

„Es sind nun drei Jahre, Herr Oberst,“ unterbrach er mich.

„Gleichviel — aber es fehlt Ihnen an Charakterfestigkeit, die Prüfung bis an's Ende zu bestehen. Diese Kleinmüthigkeit ist um so unverzeihlicher, da es sich hier um das Leben und die Ehre einer Frau handelt, die Sie bis zur Selbstverleugnung liebt. Geben Sie mir das Wort, sich zu bessern, und ich will Alles thun, um Ihnen nützlich zu sein. Für's Erste bitte ich Sie, Ihren Anzug in Ordnung zu bringen und dann jeden Mittag bei mir zu Gast zu sein.“

Sherwood war sichtlich gerührt. Er konnte kein einziges Wort hervorbringen und verließ mich mit Thränen in den Augen.

\*

Ich hatte Sherwood mit Absicht verschwiegen, daß General Ushatoff mein alter Freund und daß ich somit im Stande sei, früher oder später eine Vermittlung herbeizuführen, so schwierig sie auch schien. Vor allen Dingen war eine weitere Charakterprüfung des jungen Mannes nöthig, und ich sah mit Freunden die günstige Wirkung unseres ersten Gesprächs.

Sherwood war von diesem Tage an ein ganz anderer Mensch; er hörte auf zu trinken, kleidete sich nicht nur sauber, sondern elegant. Den Dienst verrichtete er musterhaft, und bei allen Aufträgen bewies er ungemeine Fähigkeiten, besonders in Sachen der geheimen Polizei, was bei meiner besonderen Dienstbranche in meinen Augen eine unschätzbare Eigenschaft war.

Auch bei den Tischgesprächen entwickelte er eine

Fülle von Kenntnissen und war der reizendste Gesellschafter von feinsten Bildung, ein gewiegter Kopf, der, bisher eingeschüchtert und eingeengt, nur Spielraum brauchte, um sich glänzend zu entfalten. Mehr und mehr erschien er mir als ein unvergleichlicher, genialer Mensch, der mit hundert Geschicklichkeiten und bestechenden Eigenschaften Jedermanns Zuneigung zu gewinnen wußte.

Auch meine Sympathieen gewann der Liebenswürdige von Tag zu Tag mehr, wenn auch bei aller Heiterkeit ihm eine gewisse Schwermuth unüberwindlich blieb. Sehr erklärlich: die Sehnsucht nach Weib und Kind peinigte ihn oft wie eine zehrende Krankheit. Mit rührender Klage erzählte er von seinem Töchterchen, das nun längst laufen gelernt und ihn gewiß nicht mehr kennen würde. — Und wenn er von seiner Frau sprach, leuchtete sein Auge von Stolz und Leidenschaft. Es beruhigte mich, dabei zu erfahren, daß seine Gattin keineswegs in bedrängten Verhältnissen lebe, sondern von ihrer Schwester Tatiana nach Kräften heimlich unterstützt werde. Die Korrespondenz schien ziemlich lebhaft, denn mit kindischer Freude zeigte mir Sherwood jeden Brief, den er empfing. Damals kam mir wiederholt der Gedanke, ihm eines Tags eine Ueberraschung zu bereiten, die schöne Nadjeschda heimlich kommen zu lassen und sie mit ihrem Gatten wieder zu vereinen.

Diese Vergünstigung sollte der Lohn sein, wenn er sich eines gewissen Auftrags würdig erzeigte, der ihm nicht bloß Ehre, sondern auch Mittel und weitere Verbindungen einbrachte.

Mit diesem Auftrag hatte es folgende Bewandniß:

In jener Zeit traf ich bei unserem Regimentskommandeur Gwers mit einem Gutsbesitzer im Gouvernement Kiew, dem verabschiedeten General Alexander Zwowitzsch, zusammen. Er brachte die Rede unter Anderem darauf, daß es bei uns in Rußland so wenig geschickte Mechaniker gebe. Deshalb auch könne man bei uns selbst mit Aufwand großer Mittel keine Fabriken anlegen, weil im Falle der Beschädigung einer vom Ausland bezogenen Maschine nirgends ein geschickter Meister aufzutreiben sei und die Fabrik aus diesem Grund ihren Gang einstellen müsse.

Das sei auch bei ihm der Fall gewesen. Er habe einen Deutschen gefunden, der ihm eine Wassermühle gebaut, so lange er gelebt, blieb die Mühle im Gang und habe bedeutenden Nutzen gebracht. Seitdem der Deutsche aber gestorben, sei die Maschine verdorben und stehe nun, da sich kein Maschinist finde, um sie zu repariren.

Da ich mich erinnerte, daß Sherwood bei seinem Vater die Mechanik erlernt, schlug ich ihn zu diesem Dienste vor, und der General war sofort einverstanden. Man schickte sogleich nach Sherwood. Er übernahm die Reparatur der Mühle, und nachdem die Bedingungen festgestellt, reiste er unverzüglich auf das Gut des Generals, den Flecken Kamentka, ab. Beim Abschied gab ich ihm einige Empfehlungen an verschiedene Freunde der gastfreien Familie mit, unter Anderen an die Lieutenants Licharew und Sochazki, die ich ihrer Tüchtigkeit halber schätzte und die Sherwood gewiß irgendwie förderlich sein konnten.

Mehr als ein Monat verging, bevor er zum Regiment zurückkehrte. Die Mühle war glücklich in Stand gesetzt und Sherwood's Geschicklichkeit höchst anständig honorirt worden. Hierauf ging er wieder mit früherem Eifer an seine Geschäfte in der Kanzlei, besuchte mich täglich und wandte Alles an, mir seine Ergebenheit und Dankbarkeit zu beweisen.

Trotzdem fiel mir schon damals eine sonderbare Veränderung in Sherwood's Benehmen auf — eine gewisse Befangenheit, etwas Geheimnißvolles und in seinen Reden eine gesuchte, räthselhafte Zweideutigkeit. Dabei nahm er den Mund voll wie Einer, der mit großen Unternehmungen umgeht, und erlaubte sich bisweilen auch gegen mich einen übermüthigen Ton.

Ich glaubte mich in meinen Eindrücken zu täuschen, schob aber die Ausführung jenes Projekts, seine Gattin kommen zu lassen, einstweilen auf, zumal sich eine neue Gelegenheit bot, Sherwood abermals zu einer wichtigen Mission zu verwenden.

Nämlich: Gegen Oberst Gwers II. vom Charkow'schen Manenregiment, dem Bruder unseres Kommandeurs, war auf Grund einer Denunziation eine Untersuchung eingeleitet, die, da die meisten Offiziere gegen ihn Partei nahmen, eine ungünstige Wendung zu nehmen drohte.

In dieser Bedrängniß kam Gwers II. zu seinem Bruder, das heißt zu uns, mit der Bitte, ihm einen guten, geschicklichen Sachwalter zu empfehlen.

Sein Bruder, von Natur indolent und schwerfällig in allem Geschäftlichen, war wenig über den Ruhesförder erfreut, und um ihn los zu werden, wies er ihn an uns.

Aus dem ganzen bisherigen Gange des Prozesses erkannte ich, daß es zu seiner Rettung zunächst nothwendig sei, die Handlungen der Untersuchungskommission aufmerksam zu überwachen. Und bei dem Gedanken, wer dazu am geeignetsten, kam mir abermals Sherwood in den Sinn.

Er war anschlätzig, schlau, ein Meister im Spioniren und durchaus nicht ohne juristische Kenntnisse. Einen besseren Sachwalter konnte ich nicht vorschlagen, und Oberst Gwers II. nahm ihn auch sofort mit nach Wosnessensk, wo der Stab seines Regiments stand.

Bei diesem zweiten Abschied benahm sich Sherwood ganz sonderbar, ich möchte sagen feierlich.

„Herr Oberst,“ sagte er, „ich danke Ihnen. Sie stoßen mich auf die Bahn des Ruhms. Große Dinge werden geschehen, meine Schwüre sind unvergessen. Sollten Sie von mir hören, denken Sie nicht schlecht von mir. Dießmal Alles oder Nichts!“

Ich hielt diese Redensart für hohle Prahlerei und ließ ihn ziehen.

Nun aber vergingen Wochen und Monate und Sherwood kam nicht mehr zurück. Obgleich ich bereits vernommen hatte, daß der Prozeß zu Gwers' Gunsten entschieden sei, Sherwood war und blieb verschollen. Möglich, daß ihn die Sehnsucht nach Weib und Kind nach Smolensk getrieben in die Arme der Seinen, die er so lang schon entbehrte. Das war verzeihlich und natürlich, und würde ich ihm zu diesem Zweck gern einen längeren Urlaub gewährt haben. Möglich aber auch, daß ihn ein neues Abenteuer gefesselt, oder daß er überhaupt der Versuchung zu desertiren bei dieser Gelegenheit nicht widerstanden; kurz, ich bereute es fast, mich mit diesem Unberechenbaren eingelassen und ihm so viel Theilnahme geschenkt zu haben, ja, ich beschloß, mir diesen Menschen und seine Angelegenheit ganz aus dem Kopf zu schlagen.

Gab es doch viel wichtigere Dinge, die alle Gemüther in Aufregung erhielten und die Lust mit besonderen Gerüchten erfüllten.

Zuerst die Entlassung vieler Professoren in Kasan und Reval, dann die Maßregeln gegen alle Studenten, die irgend einer Gesellschaft angehörten, die unerhörteste Censur gegen die Presse und Wissenschaft. Die Professoren durften nur nach approbirten Handbüchern lesen und mußten ihre Konzepte einreichen. Die Direktion des geistlichen Unterrichts ließ in allen Seminarien, Schulen, Klöstern und bei Privaten alle Bücher über Religion konfisziren und versiegeln, bis der heilige Synod sie geprüft. Alles dieß und die ganze Wirthschaft des allmächtigen Ministers Krattischejew war nur ein Vorpiel des Kommenden.

Bei Grusino hatte ein Haufen von Kronbauern und Leibeigenen den Kaiser auf der Reise angehalten und mit stürmischen Beschwerden überfallen, ohne nur angehört zu werden. In den meisten Militärkolonien des Nordens und Südens und besonders an der polnischen Grenze zeigte sich ein rebellischer Geist; mehrere Kuriere und Untersuchungskommissäre waren auf geheimnißvolle Weise verschwunden.

Die Kunde, daß eine allgemeine Verschwörung existire und der Umsturz bevorstehe, wurde immer allgemeiner, ohne daß Jemand die Quellen dieser Gerüchte entdecken konnte. Vergebens war eine Legion von Spionen über Rußland verbreitet, aber sie bewirkten nichts, als daß der Verkehr selbst mit den nächsten Freunden und Kameraden unerquicklich ward. Keiner traute mehr dem Andern, und das Gefühl der Unsicherheit der nächsten Zukunft wie alles Bestehenden lag wie eine schwere, unheimliche Wolke über ganz Rußland.

(Fortsetzung folgt.)



## Aus der neuen deutschen Lyrik.

## Mein Königreich.

Von  
Fritz Weller.  
(Ungedruckt.)

Ich bin zwar gekrönt nicht als König,  
Doch hab' ich ein Königreich,  
Dem nicht eine einz'ge von allen  
Den Weltmonarchie'n ist gleich.

Ich herrsche darin absoluter  
Und freier als Rußlands Zar,  
Nicht tauschte ich mit dessen großem  
Mein kleines Gebiet fürwahr.

Mein Haupt kann so kühsüßlich ich legen  
Zum Schlummer zu jeder Zeit,  
Bin weder von innen noch außen  
Von einem Erbfeind bedrängt.

Dabei ist auch meine Regierung  
Durchaus in bewährter Hand,  
Es schafft mein Minister des Innern  
Mit Herz, nicht bloß mit Verstand.

Er hat in Regierungsgeschäften  
Noch Alles mir recht gemacht,  
Ist auch für mein eigenes Jm'res  
Gewissenhaft stets bedacht.

So hat auch als Kultusminister  
Den Dienst er stets trenn gethan;  
Ich traun' die Erziehung der Jugend  
Getroßt seiner Leitung an.

Justiz üben immer wir Beide  
In gleichem gerechtem Sinn,  
Für Krieg gibt's bei uns kein Portefeuille,  
Man lebt im Frieden dahin.

Geordnet sind stets die Finanzen,  
Wenn freilich auch manchmal knapp,  
Den Schlüssel zieht nie mein Minister  
Ohne mich an der Kasse ab.

In Treue, mit Lust und mit Liebe  
Erfüllt er des „Innern“ Pflicht,  
Dagegen bekümmert das „Aeuß're“  
— Weil ich das besorge, — ihn nicht.

Und weil er in jeder Beziehung  
So trefflich bewährt sich hat,  
Hab' ich ihn für alle Zeiten  
Ernannt zum „Geheimen Rath“.

Will Jemand genauer es wissen?  
„Es ist — ich bekenn' es mit Freud':  
Minister des Innern — mein Weibchen,  
Mein Reich — meine Häuslichkeit!“

## Der Bettler.

Von  
Richard Leander.

Wintertag. Die flocken treiben  
Durch die enge flucht der Gassen,  
Und hernieder von den Dächern  
Hängen kalt und schwer die Zapfen.  
Aber drin im dunklen Stübchen,  
Wo die Mutter mit der Tochter  
Spinnend sitzt am warmen Herde,  
Prasselt lustig auf die flamme  
Und die rothen Lichter wirft sie  
Spielend auf den blanken Estrich.

Horch'! da klopft es an der Thüre,  
Leise klopft es, doch vernehmlich —  
Wär's auch nur für Mädchenohren,  
Die versteckt im Busch der Locken  
Lauschen und die feinsten Dinge  
Hören auf der weiten Erde.  
Sögernd auf nach kurzem Säumen  
Hebt die Jungfrau sich vom Sitze;  
Leise auf den Zehen schreitet  
Sie hinaus; da steht der Liebste  
Vor der Thür: Um Gottes willen,  
Geh', die Mutter ist zu Hause!  
Warte doch! Und beide Arme  
Schlingt sie um den Hals dem Jüngling,  
Drückt ihn an die Brust und küßt ihn —  
In das Zimmer tritt sie wieder,  
Schüttelt sich den Schnee vom Kleide. —

„War's ein Bettler?“ Ja, ein Bettler,  
Mütterchen, ein armer Bettler!

„Sag', was hast du ihm gegeben?“  
Eine Kleinigkeit nur, Mutter!  
Spricht das Mädchen, und erröthend  
Bengt sie sich und schürt das Feuer,  
Daß die flamme lohend aufschlägt  
Und wie goldne Mückenschwärme  
Tanzend über ihrem Scheitel  
Im Kamin die Funken fliegen.

„Gib den Bettlern nicht zu reichlich!“  
Mahnt die Mutter sorgend wieder,  
„Denn sie kommen viel zu oft.“

Schweigend rückt den Stuhl zum Herde  
Sich das Mädchen. Schweigend greift es  
Wieder zur verlassnen Spindel,  
Und wie sie im Kreise wirbelt,  
Wiederholt es in Gedanken  
Still die Worte: „Viel zu oft!“

(Aus: „Deutscher Dichtersaal“. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.)

# Die Erbtante.

Roman

von

Johannes van Derwall.

(Schluß.)



## Vierunddreißigstes Kapitel.

Gief in seinen Pelz gehüllt, zerstreut und aufgeregte fuhr der Doktor gegen zehn Uhr in einem Miethwagen nach dem Albrechtsaal. — Dicht vor dem glänzend erleuchteten Etablissement band er die Maske vor, die sein durchaus nicht festtägliches Gesicht verbarg. Der Portier riß die Thüre auf, von beiden Seiten drängte eine schaulustige Menge herzu, trotz der auf Ordnung haltenden Polizei, um zu sehen, wer da kam. Mit einem Sprunge war er oben unter den Säulen und trat in den lichtstrahlenden Vorflur. Er hatte einige Mühe, sich durch die Menschen hindurchzudrängen, die die Garberobe belagerten oder schon im Kostüm von dort zurückströmten. In seinem Eifer kam er ein wenig rauh mit einem ehrwürdigen Bruder, einem kleinen Heiligen, zusammen, in brauner Kutte, der einem asketischen Orden anzugehören schien, so dürrtzig und mager sah derselbe trotz des dicken Wollenstoffes aus.

„Teufel! — erlauben Sie, mein Herr!“ rief eine dünne, blecherne Stimme, „Sie treten mir auf die Füße.“

Ein tiefes: „Um Entschuldigung,“ war die kurze Erwiderung.

Der Doktor legte ab, überzeugte sich, daß die Larve richtig saß, daß er die ihm übersandte Schleife nicht verloren hatte, und trat in den Saal. — Eine ganz neue Welt umgab ihn plötzlich, der ganze Raum war erfüllt von Musik, Lärm und Maskengewühl, und die Hitze, welche in demselben herrschte, war für den aus der Kälte Kommenden so intensiv, daß sie ihm beinahe den Athem verfeßte. Er stellte sich an einen Pfeiler, zog die Brauen zusammen und suchte sich an diesen Tumult und dieses ungeheuerliche Durcheinander erst zu gewöhnen.

Eine kleine Schottin mit kurzem Kittel und Plaid kam am Arme eines Domino an ihm vorbei, blieb stehen, sah ihn musternd an und hielt ihm die geöffnete Tasche mit Konfekt hin.

Er nickte stumm abwehrend mit dem Kopfe.

„Ein grober Mensch,“ sprach die Kleine und hüpfte weiter.

Mehrere Dominos forderten ihn kurz nach einander auf, mit ihnen zu walzen, er erwiderte ein barsches: „Bedaure, ich tanze nicht.“

Je länger er in den Tumult schaute, desto schlechter wurde seine Laune, desto größer sein Zweifel: man

hatte ihn mystifizirt, denn unmöglich war es, daß ein Mädchen wie Elise Wild ihn hierher bestellen konnte, um ihm Erklärungen zu geben, Antworten auf so ernste Fragen — wenn sie ihn liebte. Das widersprach allem Zartgefühl. — Er wollte gehen in Folge dessen, blieb aber trotzdem wie gebannt an seinem Pfeiler stehen, ohne zu ahnen, wie genau man ihn beobachtete.

Zwei rosa Dominos redeten ihn an, mit verstellter Sprache, er gab ihnen eine trockene, unfreundliche Antwort.

„Gehen wir,“ sprach die Eine im Falsett, „der Herr trägt eine Schleife, der wartet auf seine Dame. — Wir wollen nicht stören, Herr Brummbar.“ —

Am Nachmittag um sechs Uhr, als es dunkel und still war in dem großen Hause des Präsidenten, war John mit einigen großen Schachteln beladen die Hintertreppe hinuntergestiegen, hatte einen Wagen genommen und sich nach dem Hotel de Saxe begeben. Als er wieder zurückkam, eilten Elisabeth und Marie wohlvermummt aus dem Hause, unversehen stiegen sie ebenfalls in eine Droschke und langten als Miß Herford nebst Freundin in ihrem zweiten Heim an, wo man sie freundlich willkommen hieß.

John war aufgegeben worden, wacker aufzupassen, Niemanden einzulassen; die Tante schlief und wollte nicht gestört sein.

Die Toilette dauerte lange, Elisabeth sollte heute hinreichend sein, und Marie wollte der Freundin nicht allzusehr nachstehen. Sie waren Beide in schwarzer Seide von Kopf bis zu den Füßen mit schwarzen Dominos und ebensolchen Kapuzen, aber diese waren rosa gefüttert, so daß durch ein einfaches Umdrehen derselben sie sich unkenntlich machen konnten.

In Elisabeth's dunklem Haar glühte eine dunkle Rose, in ihren Ohren funkelten prachtvolle Boutons, sonst trug sie keinerlei Schmuck. — Sie sah blaß aus und erregt, bisweilen feuchtete sich ihr Auge und sie stieß einen Seufzer aus.

„Muth, mein Liebling,“ redete Marie ihr zu, indem sie die letzte Hand an sie legte, „heut gilt's, heut darfst Du nicht zagen.“ Gleich darauf dann fügte sie ungeduldig hinzu: „So ein verliebtes Frauenzimmer, das ist doch schier um zu verzweifeln!“

„Mir ist das Herz wie zugeschnürt,“ sprach Elisabeth zu ihr aufsehend, „ich zittere und bebe!“

„Kanonenfieber! — Couliessenfieber! — Liebesfieber! . . . Dummes Zeug, — nach den ersten fünf Minuten ist Alles vorbei, — wer wird so zaghaft sein!“

„Ich bin gar nicht mehr ich selbst!“  
 „Ich muß Dich schminken, so blaß siehst Du aus! . . . Courage, Schatz!“

Sie küßte sie zärtlich, lachte sie an und trieb allerhand Pöffen mit ihr, um die Schwermüthige zu zerstreuen.

„Himmel, hab' ein Gesehen und gib, daß mein Herz niemals Liebe spürt,“ rief sie zuletzt ganz verzweifelt und schüttelte die kleinen Hände.

Sie hatten sich dann in kostbare Pelze gehüllt, der Portier händigte ihnen die Schlüssel zu der separaten Loge ein, die er ihnen besorgt hatte, hob sie in den Wagen und wünschte ihnen viel Vergnügen.

Sie gingen direkt hinauf, ohne sich in die Garderobe zu begeben, legten ab und saßen nun an der Brüstung, ganz gleich gekleidet, mit drei rothen Rosen an der Brust, und schauten hinab in das Getümmel der Masken.

Elisabeth war wirklich zu Muth wie einem Rekruten vor der Schlacht, ihr Herz war heute schwer wie Blei, um so übermüthiger war Marie, die Musik und der Trubel weckten ihre Ausgelassenheit, auch war sie froh, daß die lästige Komödie nun endlich ein Ende nehmen sollte, und zwar ein eben so überraschendes wie gutes; sie zweifelte nicht daran. Sie kannte ja auch nur wenig die Männer. — Allerdings der Eine ist nicht wie der Andere. Sie klingelte und bestellte Wein — Champagner.

„Komm, — trink' Dir Courage, — half and half, Tante Macduff,“ sprach sie scherzend und schenkte ein. Elisabeth trank und zum ersten Male heute Abend lächelte sie.

„Unser Eudymion ist noch nicht da, — trinken wir aber mittlerweile auf sein Wohl, und daß er meinen Liebling sehr glücklich macht!“

Sie stießen leise an und nahmen wieder Platz. Neben ihnen ging die Logenthür, man vernahm Männerstimmen und unterschied einige Male deutlich die Worte: „Durchlauchtigster Herr.“

„Du, — wir bekommen vornehme Nachbarschaft,“ flüsterte Marie hinter ihrem Fächer und wandte sich vorsichtig herum, ihre Neugierde zu befriedigen. Sie kam aber nicht ganz auf ihre Kosten: es waren drei Herren, welche sich soeben niederließen, zwei auffallend kleine, sehr unbedeutende Herren, von denen der Eine eine auffallende Ähnlichkeit mit einem Mops hatte, und ein Dritter mit einem martialischen Barte und ordinären Zügen.

„Wenn das da Durchlauchten sind, dann sind wir zum mindesten Hoheiten,“ scherzte Marie und sah ein wenig triumphirend aus. „Aber auf so einem Maskenball ist Alles Nummenschanz.“

„Dort steht er,“ flüsterte Elisabeth, welche unverwandt hinuntergesehen hatte in den Saal.

„Der Doktor — wo? — Himmel, Lisel, was bist Du blaß!“

„Dort, neben dem Eingang, am Pfeiler.“

Sie richtete ihr Glas dorthin.

„Ja — da ist er, — jetzt sehe ich ihn ebenfalls . . . O, mein schöner Herr . . . wenn Sie ahnten! . . . Wie finster er dasteht . . . Ich bitte Dich, noch einen Schluck Wein, dann gehen wir

hinab und spielen ein wenig Sommernachtsraum, wir peinigen ihn mit unseren spigen Zungen. — An's Werk, an's Werk!“ trieb sie.

Sie drehten ihre Dominos um, so daß die rosa Seite nach außen kam, und gingen hinab, um den Doktor zu intriguirem. — Seine Antworten waren, wie wir erfahren, so unbefriedigend, daß die beiden Schmetterlinge davon flatterten.

Hinter dem Doktor fort zog ein dichtes Gewühl von Masken, denn zwischen den Pfeilern und der Wand war der Raum für den Verkehr, innerhalb der Säulenreihe der Tanzsaal, so daß dieser gewissermaßen auf seinem Posten auf neutralem Terrain sich befand. Urförslich fuhr derselbe aus seiner steifen Haltung auf und drehte den Kopf heftig herum. — Unglaublich! Ganz deutlich hatte er soeben eine bekannte Stimme vernommen; diese tiefen, heiseren Gutturaltöne, sie konnten nur der Kehle der Tante Karoline entstammen. — Also war dieselbe gegen seinen Rath dennoch hier. — In der That, er sah dort eine korpulente weibliche Gestalt sich schwerfällig in der Menge fortbewegen, eine zierliche daneben, offenbar Marie Werner.

Er war indignirt, sein erster Impuls war zu fliehen, damit er nicht Augen- und Ohrenzeuge ihrer Absurditäten würde, dann aber überlegte er, wie unerfahren die Weiden waren auf solchem Terrain, und daß es deßhalb doch wohl seine Pflicht wäre, sie von Weitem her unerkannt zu überwachen.

Eben war er im Begriff ihnen nachzugehen, als er vor sich einen schlanken, schwarzen, weiblichen Domino bemerkte, dessen Augen ihn hinter der Maske hervor unverwandt anschauten. Ein Ausruf entfuhr ihm und unwillkürlich streckte er den Arm aus: an der Brust trug jener Domino zwei hellrothe und eine dunkelrothe Rose.

„Fräulein Wild!“ rief er und erfaßte die kleine Hand. — Wie lauter Jubel zog es in sein Herz.

„Still, still!“ flüsterte Jene zurück und ihr Finger legte sich bedeutungsvoll auf den Mund.

Sie standen da und sahen sich in die Augen, — vergaßen ganz den Lärm und das Gedränge um sich her und wo sie waren, dann führte er ihre Hand an seine Lippen, zog sie durch seinen Arm und begann vorwärts zu schreiten, auf's Gerathewohl. Er hatte sie, sie hing an seinem Arm, die Geliebte, nun war die ganze Welt mit einem Male eitel Sonnenschein und dieser Ballsaal hier ein Paradies.

„Wie habe ich mich nach diesem Augenblick geseht!“ sprach er feurig, „warum ließen Sie es mich nicht wissen, daß Sie hier sind? . . .“

Ihre Augen senkten sich vor der Glut, die die seinen ausströmten, schnell zu Boden, doch entzog sie ihm die kleine, bebende Hand nicht. — Im Gegentheil, er fühlte einen zarten Gegendruck, der den so gemessenen, ernstern Mann vollends elektrisirte.

Vermöge seiner Körperlänge übersah der Doktor das Gewoge im Saal, er bemerkte im Hintergrunde desselben mehrere offene Thüren; dorthin zog er die Geliebte. Sie betraten eine Flucht von Speisezimmern, nur wenige Personen saßen hier an den gedeckten Tischen, denn es war noch früh am Tage, das Fest hatte kaum begonnen. Er zog die Nichtwiderstrebende

in eine Ecke, ließ ihren Arm los und ergriff ihre beiden Hände. Seine Blicke verzehrten sie fast.

„Fräulein Elise!“ begann er zu sprechen, mit vor Aufregung zitternder Stimme — die Ueberfülle des Glückes erstickte ihn beinahe, „theure Elise . . . wie soll ich Ihnen danken . . . Ihnen sagen, was ich in diesem Augenblick empfinde!“

„Verzeihen Sie,“ sprach die Dame mit einer Stimme, welche den Doktor förmlich entsetzt zurückprallen ließ — sie war unverstellt dieses Mal, „ehe Sie fortfahren . . .“

„Marie! . . . Fräulein Werner! . . . Sie?! . . . Wie ist das möglich!“ rief Jener, ganz bestürzt und verwirrt sie anschauend, als traue er seinen Sinnen nicht.

„Ich selbst! . . .“

Hier wurde die Maske emporgeschoben, unter derselben kamen das rosige Kinn, dann der lächelnde Mund und zuletzt auch die schelmischen Augen zum Vorschein, die ihn muthwillig anblitzten.

„Sie hielten mich für meine Freundin . . . Wie bedaure ich, daß diese feurigen Worte nicht mir selbst, sondern dieser galten!“ sprach sie mit einem zierlichen Knix, „aber ich werde Alles getreulich berichten.“

Der Doktor, welcher für solche kleine Maskenscherze durchaus nicht das richtige Verständniß hatte augenblicklich, runzelte finster die dunklen Brauen und machte ein sehr ernstes Gesicht, wovon Marie allerdings nichts bemerken konnte, der schwarzen Larve wegen.

„Es war ein Irrthum,“ sprach er gemessen, „ich selbst trage die Schuld.“

Er stand da, sehr beleidigt offenbar und blickte ernst vor sich hin.

„Meine hohen Absätze und die falschen dunklen Haare hier haben Sie verführt, vor Allem wohl die drei Rosen hier . . .“

Mit einem Male kam wieder Leben in den laugen Herrn: also war es Fräulein Werner gewesen, die ihn hieher zitiert hatte, und er hätte darauf geschworen, es wäre Elisens Handschrift, so sehr glückselig sie dieser.

„Es ist sehr unrecht, mein Fräulein, daß Sie sich einen solchen Scherz mit mir und meinen Gefühlen erlauben,“ sprach er vorwurfsvoll, „fast noch unrechter aber, daß Sie meine Tante hieher geleiteten.“

„Ich bedaure aufrichtig, Ihr Mißfallen erregt zu haben. Ich meinte, so ein kleiner, harmloser Scherz sei erlaubt zum Fasching,“ versetzte sie, indem sie ihre Maske wieder zurechtshob, „und was die Tante anbetrifft . . . einen Augenblick, Herr Doktor . . . ich bin gleich wieder hier.“

Eine dünne, durchdringende Stimme hatte ihr Ohr erreicht, sie eilte davon, den erstaunten und verletzten Liebhaber allein lassend, und hing sich an den Arm eines kleinen Kapuziners, der neben einem etwas größeren und finsternen Bruder in der Menge schritt.

„Bei meiner armen Seele — was ist denn das? — Sieh' da, mein Schätzchen!“ krächte der Bruder und nickte dem hübschen Domino wohlgefällig zu.

Sie verschwanden dem Auge des Doktors im Gedränge. Gleich darauf aber stand der Domino mit den drei Rosen wieder neben ihm und schaute ihn an.

„Schon zurück?“ fragte er sarkastisch.

„Ja, mein Herr!“ — die Stimme war verstellt.

„Wozu legen Sie sich diesen Zwang auf?“

„Damit man mich am Sprechen nicht erkennt. — Wollen der Herr Doktor mir nicht die Ehre antun, mit mir zu tanzen?“

Er schien einen Augenblick zu überlegen, — er war offenbar noch tief verletzt.

„Mit Vergnügen,“ antwortete er trocken.

Sie begaben sich in das Innere des Saales und mischten sich unter die Tänzer. Wider seinen Willen empfand der lange Herr ein lebhaftes Vergnügen, als die Freundin der Geliebten in seinen Armen ruhte und mit ihm, leicht wie ein Vogel, nach dem Takte der rauschenden Musik dahinslog. — Sie waren Beide ein wenig außer Athem.

Sie standen dann wortfarg neben einander, tanzten hierauf von Neuem und fuhren so fort, bis das Orchester schwieg.

„Darf ich Ihnen eine Erfrischung anbieten, Fräulein Werner?“ fragte der Doktor, sich zu einem Akte der Galanterie aufraffend.

„Sehr gern,“ kispelte Jene.

Mitten im Speisesaale blieb Jener plötzlich stehen, schaute sie an und fragte mit Vorwurf und Besorgniß: „Aber die Tante?“

„Sie haben Recht, daß Sie mich daran erinnern, — einen Augenblick.“ Sie eilte davon und ließ den Doktor ganz verblüfft zurück; denn Gang und Haltung waren der der Geliebten so ähnlich, er hätte abermals, wäre er nicht eben erst gewigigt worden, darauf schwören mögen, sie sei es selbst. Seine innere Erregung wuchs wieder zusehend.

Gleich darauf lehrte Marie zurück.

„Ihre Tante läßt Sie bitten, zu ihr in die Loge zu kommen,“ sprach sie.

„Sie sagten ihr, daß ich hier bin?“

„Bardon, mein Herr, — Sie verriethen sich selbst. Sie hat Sie an der Stimme erkannt. Warum verstellen Sie dieselbe nicht?“ entgegnete die Vertraute.

„Mag sein, — auf keinen Fall aber werde ich ihrer Aufforderung Folge leisten. Bitte, sagen Sie ihr das.“

„Dann wird sie Sie enterben.“

„Mag sie, — ich trachte nicht nach ihren Schätzen.“

„Sie versprachen mir vorhin einen Schluck Wein.“

„Mit Vergnügen, — aber die Tante Karoline . . .“

„Ist vortrefflich untergebracht und in Sicherheit; beruhigen Sie sich.“

„Doch nicht beim Dunkel Konrad . . . unmöglich! . . .“

„Pst! . . . Ich darf nichts verrathen.“

„Ihren Arm denn, wenn ich bitten darf.“

Jetzt war es schon voller in den Speiseräumen; an einem der kleinen Tische fanden sie aber noch Platz.

„Was befehlen Sie zu trinken?“ fragte der Doktor. Fast in demselben Moment aber fuhr er hoch vom Stuhle auf; ganz deutlich hatte er es

vernommen: „Brandy and water,“ sprach hinter ihm eine tiefe, rauhe Frauenstimme. Er schaute sich um, beinahe entsetzt — aber nur ein einzelner weiblicher rosa Domino saß an dem nächsten Tische, eine schlanke Gestalt, die sich eine losgegangene Falte ansteckte.

„Haben Sie nicht gehört?“ fragte er vollständig mystifizirt.

„Was sagen Sie, lieber Herr Doktor?“

„Ich vermeinte . . . die Stimme der Tante zu hören.“

„Unmöglich, dieselbe sitzt oben sicher in der Loge.“

„Aber ich schwöre Ihnen! . . .“

„Ich versichere Sie, daß Sie mich dürsten lassen.“

„Um Verzeihung! . . . So träume ich denn im Wachen! Seltzam! . . . Kellner! . . .“

Der Wein kam, der Doktor berührte ihn kaum. Jener rosa Domino war aufgestanden und hatte sich entfernt.

Eine Lust zum Intriguiren und Necken überkam Marie, der sie gar nicht widerstehen konnte. — Der Doktor war eben auch gar zu komisch in seiner Verzweiflung, so zwischen Furcht und Hoffen.

„Und nun bitte ich noch um einen Tanz,“ sprach sie, nachdem sie ihr zweites Glas geleert hatte.

Der Doktor erhob sich finster — sie traten an. Mitten im Tanzen aber hielt derselbe plötzlich inne.

„Ich bin das Opfer eines unwürdigen Scherzes,“ sprach er beleidigt, bog sich kühl zurück und ließ den Arm seiner Dame fahren. — Er hatte, mitten im Gemüth, soeben wieder ein gutturales: „John, half and half,“ vernommen, auch war seine Tänzerin unbedingt nicht mit der, mit welcher er vorhin getanzt hatte, identisch . . . So etwas merkt man sehr genau.

„Aber Herr Doktor — Sie träumen am hellen Tage,“ sprach Marie und schob die Larve zurück. — „In Betreff der Tante . . . einen Augenblick nur bitte ich zu verzeihen, ich werde nach ihr sehen.“

Der ernste Herr wußte gar nicht, wo ihm der Kopf stand. — Also gab es zwischen Himmel und Erde doch noch Dinge, welche seine Schulweisheit sich nicht zu erklären vermochte: thatsächlich hatte er die Stimme der Tante soeben wieder gehört, — dreimal nun schon, und doch war es unmöglich, daß dieselbe die beiden letzten Male in seiner Nähe gewesen war. Das ging dem gelehrten Herrn denn doch über den Spaß.

„Sie sitzt ruhig und trinkt,“ sprach Marie, zurückkehrend. „Aber nun schüzen Sie keine Ausreden vor, mein Herr Doktor, und lassen Sie mich nicht länger so müßig stehen.“

Er umschlang ihre Taille, begann zu tanzen und hielt abermals ein. Sein ganzes Gesicht strahlte plötzlich hinter der Maske.

„Elise!“ rief er, mit Frage und Jubel im Ton.

Die Maske hob sich ein wenig, — ja, in der That, dießmal war es die Geliebte, die erröthend, glücklich ihn anlächelte.

Wie vom Blitz getroffen stand der Doktor da und hielt ihre Hand fest in der seinen. Ohne zu bedenken, wo er war, drückte er dieselbe abwechselnd an Herz und Mund und begann zu sprechen, aber

die Ueberraschung und das Glück raubten ihm völlig die Gedanken. — Er zog sie fort aus dem Gedränge der Tanzenden und nur das Eine wußte er: jetzt hatte er sie und niemals wollte er sie wieder von sich lassen! Willenlos ließ sich Elisabeth von ihm leiten.

Der Doktor steuerte den Speisefälen zu, plötzlich aber hing ein zweiter schwarzer Domino mit drei Rosen an seinem linken Arm und schüttelte diesen herzhast.

„Warum wollen's denn da hinein?“ fragte derselbe im reinsten Wiener Dialekt, „in der Loge oben ist's viel hübscher und ungestörter. — Gestatten Sie, daß ich Ihnen die meinige zur Verfügung stelle, schöne Maske.“

Der Doktor sah sie an und lächelte. Es fing in ihm an zu dämmern; man hatte einen Maskenscherz mit ihm gemacht und er war ein sehr ungeschickter, schwerfälliger Mensch gewesen. O, wie dankbar er jetzt Marie war! — Nur das mit der Tante konnte er sich nicht erklären.

Sie stiegen die Treppe hinauf und betraten die Loge. Rechts und links nebenan war es lebendig; bei Durchlauchs klapperten die Gläser und Flaschen beinahe bedenklich, aber wenn man im Hintergrunde blieb, konnte man weder von dem Publikum im Saal, noch von den Nebenleuten gesehen werden.

Rudolph Steinfurt ergriff Elisabeth's beide Hände und sah sie an, verschlang sie förmlich mit den Augen. Er vergaß dabei, daß er noch maskirt war. Sie machte sich frei und zog die Larve herunter; dabei bemerkten Beide, daß man sie allein ließ, — Marie hatte sie diskret verlassen. — Noch ein Blick, noch ein Druck der Hand und — wie es gekommen war, wer mag es wissen — Elisabeth ruhte an seiner Brust und er bedeckte sie mit heißen Küßen, ihren Namen murmelnd und die zärtlichsten Liebesworte. — Sie verging beinahe vor Wonnie unter seinen Liebkosungen und lange dauerte es, ehe sie sich endlich denselben entzog, ganz glühend vor Scham und Liebe.

„Wie habe ich diese Stunde herbeigesehnt!“ sprach er mit einem langen, zärtlichen Blicke.

„Ersehnt habe ich sie auch . . . ersehnt und gefürchtet!“

„Gefürchtet — Du?“ rief er, seinen Arm um ihre Hüfte legend.

Sie nickte und sah dann zu ihm auf.

„Ja; — denn ich habe Dir Aufklärungen zu geben, — Dir zu beichten; ich bin Dir Rechenschaft schuldig und obgleich ich weiß, daß all' mein Handeln Nothwehr war, meine Absichten gut waren, weiß ich dennoch nicht, ob Du die Mittel, die ich wählte, zu billigen vermagst, — darum hatte ich Furcht vor Dir und dieser Stunde.“

Sie saßen auf dem kleinen, mit Plüsch überzogenen Sopha im Hintergrunde der Loge und sahen sich in die Augen, tiefer und immer tiefer und inniger. Endlich schüttelte er sanft das Haupt.

„Ich müßte ein schlechter Patholog sein,“ sprach er, „wenn ich mich täuschte, — ich meine, diese Augen lügen nicht.“

„Sie logen . . . doch, doch!“ sprach sie mit Nachdruck.

Er schüttelte nur um so lebhafter.

„Ich sehe auf den Grund Deiner Seele und sage: kein Engel ist so rein, — drum, Geliebte, wer Du auch seist, und was Du auch thatst, lege ich meine Ehre und Geschick vertrauensvoll in Deine Hände. Wie Du auch heißt und wer Du auch bist, — ich liebe Dich und begehre Dich zu meinem Weibe!“

Ein Strom von Thränen brach da aus ihren Augen, sie schlang ihre Arme um seinen Hals und schluchzte vor Glück und Seligkeit.

„Du Ebler . . . Du sollst es niemals bereuen!“

Und nun kam plötzlich ein wahrer Uebermuth über den sonst so ernstesten Doktor, sein Auge leuchtete auf, er strich ihr über das Haar und die Wangen mit seinen großen, weichen Händen.

Welch' ein Ausbund von Schönheit sie wäre, sagte er ihr, und wie er von ihr gefesselt worden sei vom ersten Sehen an. Er wehrte der erröthenden, überseligen Elisabeth dann, ihm jetzt Erklärungen zu geben, und rief: „Heute wollen wir glücklich sein, an nichts Anderes denken, als daß unsere Herzen sich gefunden haben und sich angehören wollen in Ewigkeit!“

Man bestellte dann Wein und ein leckeres Mahl, ging hinunter, um zu tanzen; sie suchte Marie auf, und dann saßen die Drei hernach glücklich bei einander, speisten und tranken und waren so glücklich, daß die Stunden wie im Fluge verstrichen.

Gegen Morgen erst stiegen sie in ihren Wagen.

„Wo soll ich Dich hinbringen?“ fragte der Doktor.

„Nach dem Hotel Bellevue.“

„Um elf Uhr erwarte ich Dich,“ sprach sie nach einer letzten Umarmung und eilte in's Haus.

„Aber die Tante!“ rief der Doktor plötzlich heftig erschrocken ihr nach. — Erst jetzt fiel es ihm ein, daß man dieselbe in dem Tummel des Glückes ganz vergessen hatte, und daß diese nun ohne ihre Begleiterin war.

„Beunruhigen Sie sich nicht und träumen Sie süß,“ antwortete an ihrer Statt unter der warmen seidnen Kapuze hervor Marie Werner, drückte ihm flüchtig die Hand und eilte hinterher.

#### Fünfunddreißigstes Kapitel.

Das war eine sehr unruhige Nacht, erst der späte Morgen brachte Schlaf, und als gegen zehn Uhr Elisabeth sich endlich erhob, hatte sie tiefe Schatten um die Augen. Gleich nach dem Frühstück ging Marie daran, sie schön zu machen, sie zu rüsten für die wichtige Stunde, und dabei redete sie ihr in Einem fort gut zu und beschwor sie lächelnd, wenn sie erst eine glückliche Frau wäre, ihr ebenfalls einen Mann zu verschaffen, am liebsten einen Freund des langen Doktors.

Mit weit weniger Furcht als ehedem sah Elisabeth jetzt dem Aussprechen mit dem Geliebten entgegen; während Zene plauderte, saß sie still mit einem tiefen, glücklichen Gefühl im Herzen und überlegte, was sie ihm sagen wollte, ja, es zuckte sogar einige Male um ihren Mund, wenn sie sich vorstellte, welch' ein Gesicht der Doktor machen würde, erführe

er, daß sie die alte, verabscheute Tante aus Kalkutta wäre.

Nachdem sie so tief in seine Augen gesehen und seine Versicherungen vernommen hatte und wußte, wie sehr er sie wiederliebte, seitdem hatte sie Muth, fühlte sie in ihm keinen Richter mehr, sondern eine Stütze und einen Bundesgenossen. Die Ungebuld trieb den Verliebten schon vor der Zeit in's Hotel; kaum hatte er hier etliche Minuten gewartet, so trat Elisabeth herein. — Ein Moment des Anblickens und sie lagen sich abermals in den Armen. Es dauerte eine ganze Weile, ehe sich die Wogen in ihrem Innern so weit gelegt hatten, daß sie an ein ruhiges Aussprechen denken konnten. Endlich aber saßen sie sich Beide gegenüber, in der Nähe des Fensters, Auge in Auge, Hand in Hand, und Elisabeth begann zu erzählen:

„Erschrück nicht, Rudolph,“ sprach sie mit ihrer klangvollen, weichen Stimme und beobachtete dabei eine jede seiner Empfindungen, „ich bin nicht Die, die ich scheine, weder Elise Wild, noch Miß Herford, — ich bin Deine Cousine Elisabeth Steinfurt.“

Der Doktor fuhr beinahe erschrocken zurück. — Diese Erklärung klang ihm fast unglaublich: seine verschollene, von der Familie mißhandelte Cousine identisch mit der Geliebten? — Das kam ihm vor wie ein Märchen; — der ernste, gerade Mann verspürte beinahe einen Schatten von Mißtrauen.

„Wie?!“ rief er, sich zur Hälfte erhebend, „wie ist das möglich? — Du unsere Verwandte? . . . Aber welchen Grund, in aller Welt, hattest Du, uns das zu verheimlichen?“

Sie ließ seine Hand nicht los und schaute wie gebannt in seine Augen, sie las das Mißtrauen auf dem Grunde seiner Seele und ein Schatten flog über ihre reinen Züge.

„Ich habe euch allerdings hinreichenden Grund gegeben, mir nicht zu glauben, aber heute und von nun an werde ich nur die lautere Wahrheit sprechen,“ sprach sie mit erhobener Stimme; „so wahr mir Gott helfe!“ fügte sie betheuernd hinzu und eine Thräne trat in ihre Wimpern.

„Theure Elise!“ rief der Doktor heftig ergriffen, „es sei fern von mir, an Deinen Worten zu zweifeln, — nur die Ueberraschung ist es, denn wie konnte ich ahnen, daß Du meines Onkels Tochter bist, und wie soll ich die Gründe begreifen, welche Dich veranlaßten, Deinen nächsten Verwandten das zu verschweigen?“

„Das eben wollte ich Dir mittheilen,“ antwortete sie, „und wenn ich es gethan haben werde, aus Deinem Munde mein Urtheil vernehmen.“

Er faßte ihre Hände, küßte sie und sprach:

„Was Du mir auch sagen wirst, Geliebte, mein Urtheil liegt schon bereit.“

„Wer weiß! Du wirst Manches hören, was Du nicht erwartest, Rudolph,“ erwiderte sie ernst, „mein Leben war ein seltsames, abenteuerliches, darum verprieß nicht mehr, als Du zu halten vermagst, und warte bis zu Ende.“

Sie begann dann zu erzählen von ihrer Kindheit, ihrer Theaterzeit, wie sie Marie kennen lernte, und was sie aus Bern vertrieb. Den Namen Egbert's verschwieg sie wohlweislich.

„Ich bin also eine arme Komödiantin ursprünglich und Du hast um so mehr Grund, mir zu mißtrauen, zu glauben, daß ich dieses Gauntelspiel auch in der Zukunft fortführen könnte,“ sprach sie traurig.

„Darin thust Du mir Unrecht,“ versetzte der Doktor ernst, aber freundlich und sie mit seinen Blicken verschlingend, „Du kannst das Juwel, welches ich hier halte, nicht trüben in meinen Augen. Sieh' mich an, Geliebte, — und nun fahre fort.“

Elisabeth begann auf's Neue: sie sprach von ihrer Bekanntschaft mit der englischen Dame und wie sie ihre Carrière aufgab, um nach dem Auslande als Erzieherin und Gesellschafterin zu gehen.

Der Doktor horchte immer gespannter auf.

„So hattest Du dasselbe Schicksal wie unsere Tante Karoline,“ warf er ein.

„Genau so wie dieser, lieber Rudolph, erging es mir, denn ich kam kurze Zeit darauf ebenfalls nach Indien.“

„Auch Du in Indien?“ rief Jener in hohem Maße erstaunt. „Nun wird mir Mancherlei klar: dort triffst Du Deine Jugendfreundin und lernstest durch sie die Tante kennen?“

„Doch nicht, Marie war damals noch am Theater in Wien, aber mit der Tante führte mich das Schicksal allerdings zusammen.“

Hier folgte der Bericht über ihr Bekanntwerden auf der Reise mit der kranken Unbekannten und wie sie schließlich eine Schicksalsschwester und eine Verwandte in ihr erkannte, — die sagenhafte Erbtante.

„Ich pflegte sie bis zu ihrem Tode,“ fuhr sie fort, „und weiß Gott, es war das keine leichte Pflicht, denn die Tante war eine höchst seltsame Frau.“

Hier sprang der Doktor mit einem Satz auf beide Füße und schaute geradezu verblüfft drein — die Zornader schwoll ihm an.

„Unmöglich! . . . bis zu ihrem Tode?!“ rief er, die Brauen runzelnd, mit seltsamen Blicken. „In der That . . . verzeihen Sie . . . verzeih!“

„Bis zu ihrem Tode, Rudolph,“ wiederholte Elisabeth mit Nachdruck und bewegte leise das reizende Haupt, halb ernst, halb lächelnd über den Eindruck, welchen diese unverhoffte Mittheilung auf den Doktor machte. — Sie nahm ihm sein Erstaunen keineswegs übel, wußte sie doch genau warum.

„Du mußt mir eben zuhören bis zu Ende, sonst findest Du Dich aus diesem Chaos nicht heraus,“ fuhr sie fort, abermals ihr Auge groß und offen auf ihn richtend.

Der Doktor fuhr sich durch die Haare, unterdrückte irgend eine Bemerkung und nahm wieder Platz, ohne aber ihre Hand zu ergreifen. Er sah aus wie Jemand, der entschlossen ist, gelassen weiter zu hören.

„In der ganzen Zeit unseres Zusammenlebens warnte mich die Tante vor den Verwandten, welche sie habgierige, grausame und gewissenlose Menschen nannte, die sie mit Spionen umgaben und auf ihren Tod lauerten, und versicherte mich, niemals würden dieselben einen Cent von ihrem Vermögen erhalten.“

„Auf die Dauer machten diese Worte Eindruck auf mein Gemüth, denn das, was ich selbst von den Verwandten erfahren hatte, sprach nicht zu deren Gunsten. — Die Tante starb dann“ — hier machte

Elisabeth eine Pause — „und setzte mich zu ihrer Erbin ein.“

Der Doktor zuckte zusammen, biß die Zähne auf einander und wurde sehr roth. Die Komödie begann immer unwürdiger zu werden, er runzelte die Brauen und schaute finster und entschlossen vor sich hin, an Elisabeth vorüber.

„Eine arme Verlassene eben noch, stand ich plötzlich nun allein, aber als Besitzerin eines unermeßlichen Vermögens, in der Welt, in fernen Landen, beinahe rathlos.“

Der Doktor zuckte abermals, ihre Stimme, ihre Mienen . . . konnte das wirklich Verstellung sein?! . . . Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn; helle Tropfen perlten auf derselben.

„Mein erstes Verlangen war: fort aus jenem heißen Klima, zurück nach Europa, nach der Heimat, aber einmal zwangen mich Geschäfte, noch zu verziehen, sodann aber, — wenn ich nun auch wirklich heimkehrte, — Niemand war dort, um mich zu empfangen, ja noch schlimmer, meine Verwandten hatte ich fürchten gelernt durch die Tante, man würde mich anfeinden, mich wohl gar eine Erbschleicherin schelten oder fagenfreundlich sich mir nahen, der Millionärin, nach meinem Gelde trachten.“

Die Wolke auf der Stirn des Doktors wurde immer intensiver, aber er rührte sich nicht. Bläß, verwirrt und niedergedrückt saß er da.

„In den letzten Wochen in Kalkutta und auf der weiten Fahrt hatte ich Zeit zu überlegen, Entschlüsse zu fassen. — Unmöglich konnte ich ganz allein in der Welt dastehen, mit einem solchen Vermögen, als junges Frauenzimmer, das stand mir klar vor Augen. Ich entschloß mich deshalb, mich meinen Verwandten zu nahen — trotz alledem, sie zu erforschen, sie, wenn möglich, mir geneigt zu machen; — vielleicht fand ich dennoch dort den natürlichen Schutz, der mir fehlte. Es war das das Einfachste und Anständigste.“

Hier sah der Doktor auf — in Elisabeth's kluges, ernstes Auge, erröthete tief und begann sehr unruhig zu werden.

„Wie gesagt — ich entwarf damals einen Plan; er war kühn und absonderlich, aber so sehr ich mir den Kopf zerbrach mit Grübeln und Sinnen, ich fand keinen besseren. — Ich hatte eine Freundin zurückgelassen, Marie, diese bat ich, mich in Hamburg zu treffen, sie sollte mir helfen.“

„So ward es denn endlich beschlossen, eingeleitet und durchgeführt, bis auf den heutigen Tag, trotzdem mir die Rolle, welche ich spielte, bisweilen über die Maßen sauer fiel und mich unwürdig dünkte — besonders, Rudolph, seit ich Dich kennen lernte: ich griff noch einmal zu meinem alten, längst verlassenen Metier, — ich spielte Komödie! . . . Erschrick nicht, Rudolph . . . ich kam hieher mit einem Troß von Menschen und Sachen, — Statisten und Requisiten, welche nothwendig waren . . . ich spielte die Erbtante, kam als Tante Karoline . . . So . . . nun weißt Du Alles! . . .“

Mit den letzten Worten erhob sie sich, hochathmend.

Der Doktor stand schon längst auf seinen Füßen, jetzt durchmaß er mit großen Schritten das Gemach.

„Ich habe diese Rolle gespielt, bis ich gefunden hatte, wessen ich bedurfte — ein Herz, eine Stütze für das Leben! . . . Nun werfe ich die schwere Bürde ab, um niemals in meinem Leben wieder Komödie zu spielen. — Jetzt sage Du mir, handelte ich recht oder habe ich sehr gefehlt?“

„Unmöglich! . . . ganz unmöglich!“ rief der Doktor, wild mit den Armen fechtend und immer heftiger ausschreitend . . . „Großer Gott! steh' mir bei! . . . umsonst, unmöglich! . . . Schaffe Licht! . . . O barmherziger Gott!“

Still und ergeben, die Hände schlicht am Leibe herabhängend, stand Elisabeth abseits und ließ ihn gewähren, blaß und mit klopfendem Herzen. Auch sie hat Gott in diesem Augenblick, Herz und Sinne des Geliebten zu lenken. — Ach! . . . sie hatte es ja immer geahnt, ihr Geständniß hieße den Stab über sich brechen! . . .

Sie neigte das Haupt und begann bitterlich zu weinen. — Im nächsten Augenblicke war er bei ihr.

„Elise! . . . Cousine!“ rief er in höchster Erregung, „in welsch' ein Chaos stürzest Du meine Seele! Weine nicht! . . . Du . . . unglaublich — mein ganzes Gefühl bäumt sich dagegen auf . . . Du . . . die Tante?! . . .“ Er stieß ein krampfhaftes, gellendes Gelächter aus, dann plötzlich faßte er sich wieder, strich ihr vorsichtig über das weiche Haar und die Wangen und fuhr fort: „Ich fasse es nicht . . . wahrhaftig . . . ich mag's nicht glauben. — Entsetzlich! . . . Und dann . . . Du bist zu reich auch, viel zu reich für einen Sterblichen von meiner Art . . . gerechter Gott, wie straffst Du mich! . . .“

„Wenn es das Geld ist,“ sprach sie mit ihrer sanften, zu Herzen gehenden Stimme, „nimm es und thue damit, was Du willst. Ich will arm sein, nur reich durch Deine Achtung und Deine Liebe, Rudolph.“

Ein tiefes Stöhnen kam aus seiner Brust.

„Großer Gott! . . . O Geliebte, welsch' ein Chaos . . . Du die Erbtante? — entsetzlich!“ Er schüttelte sich ordentlich und sah dann das reizende Geschöpf da vor sich abermals an. — Auf einmal aber lag er zu ihren Füßen.

„O Elise!“ rief er, „was wird nun werden?! . . .“

Es war die höchste Zeit, daß Marie erschien und der Spannung ein Ende machte.

„Verzeihung,“ sprach sie hereintretend, „die Unterhaltung dauert mir ein bißchen zu lange. Es gibt Leute, die sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht, und Andere, die können ihr Glück vor einer Unmenge von erqu coasten Gefühlen nicht finden, ohne zu bedenken, daß der Himmel das Alles doch mit gutem Bedacht gerade so und nicht anders arrangirt hat.“

„Lieber Herr Doktor, — als langjährige Vertraute habe ich eine große Bitte an Sie zu richten: jetzt befehlen Sie, bitte schön, der jungen, verliebten Person da, daß sie zur Strafe für alle Ihre Sünden, begangen an Ihnen und Anderen, unverzüglich noch einmal vor Ihnen als Tante Nabob erscheint und Sie einen langen Thunichtgut nennt, Ihre Liebe wird dann gleich wieder von Neuem und viel heftiger entbrennen, und wenn Sie dann endlich ‚Ja‘ gesagt haben, dann werfen Sie gefälligst die Millionen zum Fenster hinaus oder schenken sie dieselben dem

braven Onkel Leopold oder Monsieur Egbert, dem gewiegten Diplomaten, und leben Sie zusammen, ein Herz und eine Hütte. — Unmöglich aber kann ich diese selbstquälerischen Bemühungen Ihrerseits länger dulden! — Ich stand nämlich die ganze Zeit über an der Thür und horchte.“

„Und wenn Ihnen das beste, treueste und liebste Wesen auf der Welt nicht gut genug dünkt, dann . . . Ah! ich sehe mit Vergnügen, meine Worte verfehlen nicht, einen gewissen Eindruck auf Sie zu machen.“

In der That, die Beiden lagen sich unter Thränen und Lachen bereits längst in den Armen. Marie hatte den Doktor aufgehoben und nun hielten sie sich fest und trenn umschlungen.

„Gelt, mein Herr — Ihnen ist etwas warm dabei geworden?“ fragte Marie neckisch. „Jetzt werden Sie aber einsehen, daß wir Beide als ein paar rechtliche und vernünftige Frauenzimmer handelten und unsere Sache gut machten.“

Der Doktor streckte ihr die Hand hin und nickte ihr zu — Elisabeth aber fiel ihr schluchzend vor Glück und Seligkeit um den Hals.

„Hab' Dank, Du, mein treuer Bundesgenosse,“ sprach sie tief ergriffen . . . „Gott lohne es Dir!“

#### Sechshunddreißigstes Kapitel.

Nach diesen stürmischen Auseinandersetzungen kam dann ein ruhigeres Aussprechen. Der Doktor begann mehr und mehr sich zurechtzufinden; ein jeder Mensch bedarf ja einiger Zeit, um sich an Neues und Unerwartetes zu gewöhnen. Er wußte nun, warum seine reizende Erbtante dort sich hier als Miß Herford einquartiert und welsch' eine Bewandniß es mit dem Leberfleck unter dem Auge hatte, auch warum sie sich ihm und den Uebrigen unter dem Namen Elise Wild vorgestellt. Er stand natürlich schon ganz auf ihrer Seite . . . nur die reiche Braut wollte ihm nicht in den Kopf, — die fünf Millionen, welche dieselbe ihm zubrachte. Er hätte sich eine Frau gewünscht, der er geben durfte, der er für ihre zärtliche Sorge um ihn eine sorgenfreie Existenz schaffte, — nun war der Traum zerstört. Er wagte nicht davon zu sprechen, um die Geliebte nicht zu betrüben, aber es war ein Tropfen Wermuth in dem Becher der Freude.

Er vertraute Elisabeth ganz und gar, er war ein Menschenkenner, nur das so sehr Ueberraschende in ihren Mittheilungen hatte ihn einen Augenblick stutzig gemacht; er begann nun ihr abzubitten, billigte auch ihre Motive, lobte sie, wenngleich er nicht verschwie, daß ihr Spiel ein gewagtes gewesen war.

Sie fiel ihm um den Hals — nun erst war sie ganz glücklich.

„So bleibt nur Eins noch übrig,“ sprach der Doktor, „die Verwandten von Deiner plötzlichen Wandlung in Kenntniß zu setzen. Ich verhehle Dir nicht — obgleich Du Manches schon für sie thatest, — es wird ein harter Schlag für sie sein.“

„O, — entschädige Sie, gib ihnen Geld, Rudolph, so viel Du willst!“ rief Elisabeth überwallend, die heute gern alle Welt beglückt hätte.

Er aber schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Es ist etwas Großes und Schönes um den Reichtum, aber ebenso wie die zu große Dosis einer heilsamen Arznei zu Gift wird, so ist es auch mit jenem; ich glaube kaum, daß es vortheilhaft wäre für unsere beiden Herren Onkels, wenn Du Deiner Freigebigkeit die Zügel schießen liehest. Wenn Du mir erlaubst, will ich überlegen, was am gerathensten scheint, und Dir morgen das Resultat meines Nachdenkens mittheilen, auch gestatte mir, daß ich der Familie die Eröffnungen mache, die jetzt unumgänglich nothwendig geworden sind.“

„Ich lege Alles in Deine Hände und werde fortan nur Deine Rathschläge befolgen, lieber Schatz.“

„Ich bitte — da habe ich auch noch ein Wörtchen mitzureden,“ fiel hier Marie ein. „Im Uebrigen aber, ihr verliebten Leute, ist es nun die höchste Zeit, daß wir uns auf den Heimweg machen, sonst könnte die Entdeckung Deiner Kriegslist eher erfolgen, als Dir lieb ist, Lisel.“

Es war zwei Uhr durch, — schon Essenszeit, etwas fluchtähnlich brach man deshalb auf, nachdem man vorher verabredet hatte, sich am Nachmittage wieder hier zu treffen. — Daheim hatte John seine liebe Noth gehabt, den verschiedenen Angriffen, welche Karola und namentlich der Onkel Leopold gemacht, Widerstand zu leisten; namentlich der Letztere, welcher mit wichtigen geschäftlichen Vorschlägen kam, hatte sich die größte Mühe gegeben, bis zu der Tante vorzudringen, und wollte sich durchaus nicht abweisen lassen. Der fortgesetzte trockene Widerstand des ehrlichen John hatte denselben so in Harnisch gebracht, daß er sich zuletzt sogar zu Injurien hinreihen ließ. Marie hatte sich deshalb, kaum umgezogen, zu Karola begeben, um sich zu entschuldigen wegen ihres Benehmens und ihr mitzutheilen, die Tante sei heute ganz besonders unträtabel, man möchte das Essen hereinschicken, aber sie ja nicht stören sonst. Sie beklagte sich dann noch über den Onkel Leopold und verschwand wieder in den Privatgemächern, die Thüren und Portièren fest hinter sich verschließend.

Den Nachmittage verbrachten die Drei zusammen im Hotel. Der Doktor konnte gar nicht aufhören, seine Geliebte zu bewundern und Fragen zu stellen; er that dabei immer tiefere Einblicke in ihr Leben, in ihren Charakter und fühlte seine Achtung für dieselbe immer mehr steigen.

Man verabredete dann Alles für den morgenden Tag; die Tante sollte noch einmal die ganze Familie bitten, sich zu versammeln, um eine wichtige Mittheilung entgegenzunehmen — die Komödie sollte enden, so befriedigend wie möglich für alle Theile, das war der Glücklichen sehnlichster Wunsch. Dieses sollte die letzte Nacht sein, welche die Erbtante unter dem Dache des Onkels verbrachte; als Elisabeth Steinfurt und glückliche Braut sollte sie morgen in die Welt eingeführt werden.

Noch ein langer Blick, noch ein zärtlicher Kuß und man trennte sich für wenige Stunden.

#### Siebenunddreißigtes Kapitel.

Der Präsident und Karola unterhielten sich lebhaft, halblaut mit einander in dem Arbeitszimmer

des Ersteren; was konnte es sein, das die Tante Karoline ihnen mitzutheilen hatte? Der Doktor kam alle Tage jetzt — fühlte sie sich schwächer? — Man wußte es nicht, denn Vetter Rudolph war ein verschlossenes Buch, und diese Angelegenheit war von der größten Wichtigkeit. Man hatte der Tante viel zu danken, der Präsident namentlich war dankerfüllt und ließ wohl nur ungern den Wunsch in sich aufkommen, der sich hin und wieder unwillkürlich in den Vordergrund drängte. Karola dagegen war rücksichtsloser, sie dachte an ihren unglücklichen, leichtsinnigen Bruder. Die Tante war alt und lebte sich selbst zur Last, Jener aber und die Anderen hatten ein ganzes Leben noch vor sich. Keiner gab seinen eigentlichen Gefühlen Worte, aber Jeder ahnte, was den Andern beschäftigte.

Es war ein Bote hinausgeschickt nach der Vorstadt, auch den Doktor hatte man benachrichtigt. — Für alle Fälle wollte man auch sogleich an Egbert schreiben. — An die arme Verlassene, an Elisabeth Steinfurt dachte Niemand, auch nicht mit einem Gedanken.

Gegen Mittag kam der Doktor. Karola wollte ihn anhörchen, aber derselbe war zugenöpft von oben bis unten und schloß große Gile vor. Er schien ihr besorgt zu sein.

Um fünf Uhr kam der Onkel, aufgeregert und ärgerlich, Helene etwas blaß. Man versammelte sich in dem großen Saal, Alle in gespanntester Erwartung. Der Lieutenant gab Helene die Hand und trat dann stumm zurück. Aller Augen waren auf die Uhr gerichtet und auf die Thüre zu den Zimmern der Tante.

Punkt Fünf ging dieselbe auf, aber nicht die Tante erschien, sondern der Doktor — seltsamerweise im schwarzen Frack, mit weißer Kravate.

Unmittelbar vor der Thüre blieb er stehen, richtete einen langen, festen Blick auf die Versammlung und sprach dann mit seiner sonoren Stimme — ein wenig bewegt:

„Ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen!“

Es war seltsam, wels' eine Bewegung das Erscheinen des Doktors, namentlich aber diese Worte hervorbrachten: der Präsident sah zu Boden — aus Scham, Karola öffnete den Mund zu einer Frage und hob den Fuß, Onkel Leopold wurde fischbraun, Bestürzung las man nur in Helenens und des Lieutenants Mienen.

Mitten in diese Erregung hinein klangen die Worte des Doktors:

„Ich habe mich soeben verlobt.“

Der Doktor hatte entschieden einen sehr unpassenden Augenblick gewählt für diese Mittheilung, das gegenseitige Interesse in der Familie war überhaupt nicht eben ein sehr reges, jetzt aber obendrein nur auf einen Punkt konzentriert. Der gallige Onkel aus der Vorstadt zog die Mundwinkel weit herab und starrte den Bräutigam an mit einem brutalen, unangenehmen Ausdruck: was ging ihn diese Privatangelegenheit an, er hatte die Alte erwartet, nicht den Neffen. Der Präsident sprach ein zerstreutes: „Ich gratulire,“ Frida verzog spöttisch den Mund,

nur Karola wechselte ein wenig die Farbe und Helens und des Lieutenants Augen zeigten ein lebhafteres Interesse.

„Ich gratulire, Vetter,“ sprach der Letztere, ihm die Hand reichend, „darf man wissen, mit wem?“

„Du fragst noch?“ rief Frida vorlaut, „mit Fräulein Werner natürlich.“

„Sie irren,“ versetzte der Doktor mit demselben feierlichen Ernst, „mit unserer gemeinsamen Verwandten.“

Er machte eine erläuternde Handbewegung gegen die Thür.

Es war ein wahrer Sturm, den er entfesselte, ein Tumult. Zum Malen waren die Gesichter, auf welchen sich Staunen, Unglaube und Wuth ausdrückten. Man konnte es nicht glauben, es war ja auch zu barock und abscheulich: die alte Tante sollte wirklich dem eigenen, um beinahe vierzig Jahre jüngeren Neffen ihre Hand zu reichen beabsichtigen, und dieser, der sonst den Römern spielte, den Verächter des Mammons, den Tugendhelden, er sollte gesonnen sein, diese alte, abschreckende Person heimzuführen, welche noch dazu dem Trunke ergeben, dem Tode verfallen war. — Aber freilich, das Letztere mochte Niemand genauer wissen wie er . . . kam er doch jetzt täglich in das Haus und hatte allein von Allen ungehinderten Zutritt zur Tante . . . Trotz aller Selbstbeherrschung, — der Präsident wurde sehr roth und fiel ein wenig aus der Rolle.

„Empörend!“ murmelte er, indem er einen finsternen Blick herüber warf, der Onkel Leopold aber wurde kirschbraun und hob die geballten Fäuste, seine Geldgier, der Gedanke an die erwarteten Millionen, die nun von einem Andern ihm vor der Nase weggeschnappt wurden, brachten ihn zur äußersten Wuth.

„Die alte Person muß verrückt sein!“ rief er zitternd, „muß unter Kuratel! . . . sonst ist sie die Beute eines jeden Abenteurers.“

Das letzte Wort wurde glücklicherweise in dem allgemeinen Aufstande nicht deutlich vernommen.

Frida bekam ein hysterisches Lachen, Karola stürzten die Thränen aus den Augen, sie rief: „Abscheulich, unerhört!“ Der Lieutenant stand erst da wie angeedonnet, zog sich dann aber schnell von seinem Vetter zurück, Helene war so verwirrt, daß sie nicht wußte, was sie thun und denken sollte. — Alle sprachen zugleich, theils unter einander, theils auf den Doktor ein, es regnete Vorwürfe und Beschuldigungen, und eine ganze Weile verging, ehe dieser, der aufrecht, mit einer wahrhaft empörenden Ruhe, dem Sturme trotzend dastand, wieder zu Worte kommen konnte.

„Meine theure Braut,“ fuhr er fort — hier wurde der Tumult wieder größer, Frida war nahe daran, Krämpfe zu bekommen, — „sieht ein, daß sie durch den Schritt, den sie zu thun beabsichtigt, manche Hoffnung vernichtet. Wenn der Himmel uns Leibeserben schenken sollte,“ — erneute Aufschreie und Entrüstung, — „so würden diese die alleinigen Erben des großen Vermögens sein.“

„Entsetzlich! unerhört!“ schrie Karola, während sie Anderen jetzt mit stummem Ingrimm zumeist zudörten und die Augen und Mienen sprechen ließen.

„Aus reiner Herzensgüte also und Rücksicht für ihre Familie und trotzdem diese die Anzeige ihrer Verlobung nicht gerade freundlich entgegennimmt“ — hier hob der Doktor seine Stimme, obgleich es plötzlich mäuschenstill wurde — „will dieselbe den Verhältnissen Rechnung tragen.“

„Sie hat mich beauftragt, Ihnen zu erklären, daß sie dankbar ist für die Gastfreundschaft, die sie hier im Hause genießt, daß sie einen Theil ihrer Verwandten lieben und achten gelernt hat und daß sie ihren Dank auch durch die That beweisen möchte.“

Sensation! — Auf allen Gesichtern las man peinliche Spannung oder doch zum wenigsten Neugierde, aber die Mienen der beiden Onkel hellten sich nicht auf, zu große Hoffnungen waren ihnen zertrümmert worden in dieser Stunde.

„Sie hat deshalb folgende Dispositionen getroffen: Ihnen, lieber Onkel,“ — hier wandte er sich an den Präsidenten, — „ist sie am meisten verpflichtet. — Aus Dankbarkeit und gutem Herzen gab sie Ihnen im vorigen Herbst fünfzigtausend Thaler.“

Der Präsident nickte stumm, ohne aufzusehen. Der Stiefbruder nickte auch und preßte die Lippen hämisch zusammen. „Aha! wußte ich's doch, der Bettler, der Schleicher!“ sprachen seine Mienen.

Der Doktor fuhr fort:

„Sie fügt diesen fünfzigtausend Thaler heute eine Schenkung von hunderttausend Thaler hinzu.“

Der Präsident taumelte und griff nach der Stirn, des Kommerzienraths Augen flammten — ein „Ah!“ kam von den Lippen der Andern.

„Ihnen, liebe Karola, gibt meine Braut eine Aussteuer von fünfzigtausend Thaler. Sie hat Ihnen viele Mühe verursacht; sie bittet Sie außerdem, ihr eine Freundin zu bleiben für's ganze Leben.“

Es ist unmöglich, die verschiedenen Ausrufe, Mienen und Geberden zu schildern, welche ein jeder neue Satz dieser inhaltvollen Ansprache hervorrief, zu beschreiben auch, wie die Nächsten athemlos standen und warteten, bis die Reihe an sie kommen würde, wie der Kommerzienrath vor Wuth und Reid fast verging und Helene bekümmert und besorgt zugleich ihn anschaute.

„Dich, lieber Vetter, hat meine Braut ganz besonders in ihr Herz geschlossen,“ wandte er sich an Egon, „sie wird dich Deines ritterlichen Wesens wegen ganz besonders bedenken.“

Der Lieutenant wurde dunkelroth und verneigte sich, Aller Augen waren auf ihn gerichtet, aber was man erwartete, erfolgte nicht.

„Sie, Herr Onkel, sind mit Glücksgütern hinreichend gesegnet,“ wandte der Doktor sich an den Kommerzienrath, die beiden anderen Kinder des Präsidenten übergehend. Mit finsterner Miene, kaum noch Herr über sich, starrte dieser ihn an.

„Meine Braut will, daß Sie trotzdem nicht hinter Ihrem Bruder zurückstehen sollen. — Sie hat ebenfalls hundertundfünfzigtausend Thaler für Sie angewiesen und fünfzigtausend Thaler für Helene, die sie liebgewann um ihres echt weiblichen Wesens willen.“

Etwas wie ein Blitz glitt über die starren Züge

des Habfüchtigen, das waren zweimalhunderttausend Thaler, immerhin eine große Summe; ein unheimliches, gieriges Lächeln flackerte auf.

„Ich danke!“ sprach er, „es war das nicht mehr wie recht und billig, denn wenn ich das Meinige zusammenhielt, wo Andere verschwendeten . . .“

„Doch knüpft sich an dieses Geschenk eine Bedingung,“ unterbrach ihn der Doktor.

Der Kommerzienrath stockte plötzlich und wechselte die Farbe.

„Mit Geschäften überhäuft, ist es Ihnen vielleicht entgangen, — ich bitte um Verzeihung, daß ich einen so zarten Punkt hier berühre, — daß Ihre Fräulein Tochter eine Herzenswahl traf, die ihr und zugleich dem Manne ihrer Wahl zur großen Ehre gereicht.“

„Wie . . . was?“ rief der Alte barsch und sah bald seine Tochter, bald herausfordernd den Doktor an . . . „Herzenswahl — Narrenspößen! . . . wen geht das an?“

Helene erlebte und begann zu zittern, in demselben Augenblicke aber öffnete sich die Thüre und Marie Werner stand an ihrer Seite.

Ueber des Lientenants Stirn flammte ein helles Roth, fast finster zogen sich seine Brauen zusammen. Alle Uebrigen horchten athemlos.

„Meine Braut knüpft an diese zweimalhunderttausend Thaler die Bedingung, daß die Hälfte davon die Mitgift Helenens sein soll, wenn diese dem Lientenant Egon von Steinfurt ihre Hand reicht zum ehelichen Bunde.“

„Nein, — nimmermehr!“ rief der Kommerzienrath mit funkelnden Augen, trotzig zu der verhassten Sippe hinüberschauend, — „mein Kind — mein einziges Kind . . . dem . . .“

Man war auf diesen Fall vorbereitet. — „So bin ich denn beauftragt, Ihnen zu erklären, daß im Falle einer Weigerung Ihrerseits die jüngere Linie Steinfurt nichts erhält . . . die genannten zweimalhunderttausend Thaler sodann ebenfalls noch dem Präsidenten von Steinfurt zufallen . . . Sie haben also die Wahl.“

Es war ein furchtbarer Kampf, der in dem Herzen des finsternen, haßerfüllten Mannes entbrannte in diesem Augenblicke. Mit der höchsten Spannung hingen die Blicke der Versammelten an ihm, besonders die der beiden Liebenden. Wohlweislich war die letzte Klausel von dem Doktor, dem Menschenkenner, hinzugefügt worden, man wollte durch seine schlechten Eigenschaften ihn wider Willen zu einem guten Werke zwingen: dem Gelde hätte derselbe vielleicht widerstanden, aber mit anzusehen, wie es der verhasste Stiefbruder, der Hungerleider, einstrich, das würde ihm schwerer werden.

Und wirklich, — der Hebel faßte und schob und drängte, wenn auch der Seelenkampf länger dauerte, als man erwartet hatte. Nach einigen Minuten der athemlosen Spannung ballte der Finstere endlich die Fäuste, machte eine Bewegung, als schluckte er etwas hinunter und stieß ein kurzes: „Ich willige ein!“ hervor.

Der Lientenant hatte so viel Takt, sich weder zu bedanken, noch sich Helene zu nahen; als diese sich

weinend zum Vater begab, stieß er sie rauh zurück und wandte sich von ihr ab.

„Im Namen meiner Braut danke ich den lieben Verwandten für die Erfüllung dieses ihres Lieblingswunsches und erkläre, daß sie für die Aussteuer der jungen Leute Sorge tragen wird. — So wäre denn diese Angelegenheit, wie ich hoffe, zu Aller Zufriedenheit erledigt und erkläre ich, daß die Anweisungen auf jene Summen in den nächsten Tagen schon in Ihre Hände gelangen werden. — Ich danke Ihnen.“

Wie ein Jammerbild stand Frida in der Fensternische und weinte fassungslos, trotzdem Karola und der Vater sie zu trösten suchten — sie war übergegangen, an sie hatte die Tante nicht gedacht.

„Ich habe nun noch eine andere Aufklärung zu geben,“ fuhr der Doktor fort, „die junge Dante, welche im vergangenen Herbst als Fräulein Wild einige Male hier in Ihrem Hause war, — sie kam hieher, um, eine Vergessene, sich ihrer Familie unerkannt zu nähern; jetzt, wo ihre Verhältnisse sich gebessert haben, sie Niemanden zur Last zu fallen braucht — ist unsere Verwandte Elisabeth Steinfurt.“

Abermalige tiefe Sensation!

„Sie hat Ihnen einige Erklärungen abzugeben, — ich bitte deshalb, sie Ihnen zuführen zu dürfen.“

Man war noch so erfüllt von dem Vorgegangenen, man kam aus den Ueberraschungen gar nicht heraus. Die Erinnerung an die junge Verwandte wirkte niederschlagend, peinlich; man hatte ihrer der Tante gegenüber niemals, auch nicht mit einem Worte Erwähnung gethan und jetzt schien es, als wäre sie mit dieser genauer bekannt. Ohne eine Antwort abzuwarten, verschwand der Doktor in der Thür und kehrte gleich darauf mit der etwas blaffen, überaus lieblichen Elisabeth zurück.

„Hier, meine Braut,“ sprach er, sie näher herzuführen.

„Seine Braut? . . . war der Mensch verrückt! . . .“

Die Aufregung war plötzlich größer wie je. Erst sagte er, er sei mit der Erbtante verlobt, disponirte in deren Namen über Hunderttausende und in demselben Athem präsentirte er ihnen die unbekannte Verwandte als seine Braut?! . . . Das war ja die pure Verrücktheit . . . der Mensch war übergeschnappt, das Ganze eine abscheuliche, unwürdige Komödie, wenn das wahr war.

Aber schon beherrschte, wie vorhin die des Doktors, der Fremden klare, wohl lautende Stimme das Durcheinander.

„Ich bitte mich nicht mit unfreundlichen Augen anzusehen und mir ein kurzes Gehör zu schenken,“ sprach dieselbe. „Vor Allem bitte ich meine lieben Verwandten um Verzeihung, wenn ich mir eine Täuschung ihnen gegenüber erlaubte, welcher nur die äußeren Umstände zur Entschuldigung dienen können.“

Allmählig wurde es wieder still.

„Ich könnte sagen: ihr hattet es böse gemeint, Gott aber hat es gut mit mir gemeint,“ fuhr sie mit einem ernstern Ausblick fort. „Eine arme Verlassene, fand ich meinen mühsamen Weg durch die Theaterschule und über die Bühne, als Gesellschafterin nach England und Indien.“

Wie man plötzlich aufhorchte!

„Der Himmel führte mich dort mit der mir bis dahin sagenhaften Tante Karoline zusammen; wir erkannten uns, auf ihren Wunsch blieb ich bei ihr, pflegte sie bis zum Tode und wurde ihre Erbin.“

„Ich erhebe Protest! . . . wir sind die Opfer unwürdiger Gauner!“ brüllte hier der Onkel Leopold los und sprang wie ein Besessener in die Höhe und auf Töne zu.

„Sie haben vorhin eine Aeußerung gegen mich gethan, die nicht eben schmeichelhaft war, Herr Kommerzienrath,“ sprach der Doktor, indem er die Stimme ebenfalls zu einem kleinen Donnerwetter aufschwellen ließ und seine Jupiterstirn in krause Falten zog, „Sie würden sich eine Beschämung erspart haben, hätten Sie ruhig bis zu Ende zugehört, ohne eine Dame zu unterbrechen. — Nur die Gegenwart meiner Braut und Ihrer Tochter hindert mich, Ihnen die Zurechtweisung zukommen zu lassen, die Ihnen gebührt! . . . Ich bitte die verehrten Versammelten nur noch um eine kurze Spanne Geduld.“

Und wieder wurde es still, kirschbraun, aber bedeutend eingeschüchtert trat der Onkel zurück und schwieg, wenn auch mit geballten Fäusten und bebenden Lippen; die Stimme Elisabeth's wurde wieder vernehmbar:

„Auf den Wunsch meines Bräutigams werde ich meine Erlebnisse in Indien, seit dem Zusammenreffen mit der seligen Tante“ — der Kommerzienrath schüttelte sich förmlich — „und was ich über diese durch sie selbst erfuhr, bis zu ihrem Tode niederschreiben und dem Onkel Konrad einhändigen, ebenso den Todtenschein, eine Abschrift des Testaments und einige andere Papiere. Sie werden daraus ersehen, daß ich keine Abenteurerin bin. Gott ist mein Zeuge, daß ich auch niemals nach jenem Vermögen getrachtet habe!“

Wieder durchlief eine sichtbare Unruhe die Versammlung.

„Ich ziehe nun — nicht ohne Beschämung — den letzten Vorhang fort: die Tante befahl, ihren Tod den Verwandten geheim zu halten, welche nach ihrem Gelde trachteten, wie sie sagte, und — ich bitte um Verzeihung — die sie beschuldigte, sich grausam einst gegen sie benommen zu haben, sie durch Spione zu umstellen, selbst im fernen Lande noch. Sie warnte mich vor ihnen, sie nahm ihren Haß mit in's Grab. Trotzdem fühlte ich, als ein einzeln stehendes, unerfahrenes und jetzt noch dazu reiches Mädchen, mich gedrungen, mich meiner Familie zu nahen . . . Anschluß zu suchen, einen natürlichen Schutz für das Leben . . . Ich reiste deshalb nach Hamburg, ich schrieb an meine treue Jugendgefährtin Marie Werner, und dann besprachen wir ihn und führten ihn aus, den großen Plan: um euch zu prüfen — verzeiht mir — täuschte ich euch, — spielte ich die Erbtante!“

„Unmöglich! . . . unerhört!“ rief man mit Unglauben und Entrüstung, ganz verblüfft durch diese Mittheilung; der Onkel Leopold schnitt ein geradezu verzweifeltes Gesicht.

„Aber ich erlahmte, ich ging nach Nizza und verlebte dort den Winter. Ich empfand Scham über meine Rolle, allerhand Zweifel quälten mich . . .

seit ich Die, gegen welche ich diese Komödie spielte, lieben und achten gelernt hatte und vor Allem, als mir der Himmel die Liebe und Achtung eines braven, heißgeliebten Mannes geschenkt hatte, die mich reicher macht als alles Geld!“

Hier sah sie zärtlich auf zu dem langen, tief gerührten Doktor und drückte seine Hand an ihre Lippen.

„Und nun bitte ich euch herzlich um Verzeihung, — Dich vor Allen, lieber Onkel,“ — hier trat sie auf diesen zu und streckte ihm beide Hände entgegen. „Ich danke Dir für alle Güte und Nachsicht und bitte Dich, mir auch fernerhin freundlich gesinnt zu bleiben; auch Du, Karola, und ihr Andern. — Ich hoffe, Du zweifelst nun nicht mehr an meiner Person und an meiner Wahrhaftigkeit,“ sprach sie bedeutend zurückhaltender zu dem Onkel Leopold. „Damit Du aber auch die letzten Zweifel schwinden lässest, werde ich Dir die attemäßigen Beweise beibringen, daß ich Deine Nichte Elisabeth Steinfurt und die Universal-erbin bin, freie Verfügung habe über das Vermögen, welches die Tante hinterließ.“

Die Ueberraschung aller Mitglieder der Familie war eine ganz unbeschreibliche. — Die ersten Momente nach dieser Erklärung waren im höchsten Grade peinlich. Die Vergessene, Verlassene, Die, deren man mit keinem Worte erwähnt hatte vor der Tante, die man ausschließen wollte bei der Theilung, sie stand jetzt mitten unter ihnen und sammelte feurige Kohlen auf ihre Häupter. Aber allmählig, je nach dem Charakter eines jeden Einzelnen, machten sich die Gefühle Luft.

Der Onkel Präsident war der Erste von Allen, welcher Worte fand.

„Wir haben Dir viel zu danken, aber auch viel, sehr viel abzubitten,“ sprach er mit tiefer Beschämung, „das Leben macht uns Alle zu Egoisten — namentlich wenn man so kämpfen mußte, wie ich gekämpft habe! . . .“

Nach ihm kam Helene, welche die neugefundene Cousine in Thränen, aber glücklich umarmte.

„Habe ich recht gethan?“ flüsterte Elisabeth dieser in's Ohr.

Sie nickte und schlug die Augen nieder und ihre Thränen flossen noch reichlicher.

Der Kommerzienrath blieb ziemlich zugeknöpft, er wollte erst die Beweise sehen, er war Geschäftsmann.

„Sollte ich mich geirrt haben, dann bitte ich um Verzeihung,“ sprach er, ohne Elisabeth anzusehen, und trat zurück.

Dann kamen Karola, der Lieutenant und Frida, diese maulend und linksch, und gaben ihr die Hand.

„Damit ihr euch gleich überzeugt, daß ich in Wahrheit die Erbtante spielte, die euch so viel zu schaffen machte, — kommt und seht, — ich gab mir Mühe, sie getrenlich zu kopiren.“

So sprechend nahm sie Karola's Arm und führte diese in ihre Gemächer, die Andern folgten. Man erschrak förmlich; in einer Sophaecke lag die dicke Gestalt der Begum, aber bei näherer Betrachtung stellte es sich heraus, daß dieselbe nur aus einem Gestell von Stahl und Draht bestand, — einer Art von Krinoline und einem Brustkorb, wie die Schau-

spieler ihn gebrauchen, um sich stärker zu machen, und darüber gelegten Stoffen; den Turban mit den Schleiern hatte Marie hinzugefügt — die Täuschung war eine beinahe vollkommene.

\*

„Gottlob!“ sprach der Doktor eine halbe Stunde später, als er mit der Geliebten und Marie wieder allein in deren Stube saß, — „das war ein harter Strauß; ich freue mich, daß er ausgefochten ist.“

Zärtlich schlang die Glückliche ihre Arme um seinen Hals.

„Nun erst bin ich frei — wie neu geboren! Nun will ich aufleben und das da verbrennen, damit . . .“

„Halt, Grausame! eine Wittwenverbrennung?!“ rief Marie mit drolligem Pathos . . . „ist das der Dank!“

Auch in des Doktors Auge trat ein schelmischer Schein.

„Marie hat Recht. Ich aber habe eine Bitte: ehe wir das da zur Ruhe bringen“ — hier deutete er ebenfalls auf die Ueberbleibsel seiner Tante — „mußt Du mir dieselbe erfüllen.“

„Jede, welche Du willst!“ rief Elisabeth enthusiastisch.

„So erscheine mir noch einmal als Tante Karoline.“

„Und nenne ihn einen langen Thunichtgut!“ rief Marie dazwischen.

Elisabeth wurde plötzlich ernst, schlug erst die Augen nieder und sah dann bittend zu dem Bräutigam auf.

„Gut — es sei!“ sprach sie, als Jener schwieg, mit einem Seufzer, — „zum letzten Male!“

Nach einer Weile durfte der Doktor wieder hereinkommen. In der halbdunklen Ecke lag auf dem Divan eine plumpe, seltsame Gestalt. Jetzt bewegte sich dieselbe, jetzt sprach sie, mit tiefer, rauher Kehlstimme.

„Bischt Du das, mein Nefse? . . . John, give my brandy and water!“

„Schauerlich — entsetzlich! mich überläuft eine Gänsehaut,“ sprach der Doktor, während Marie lachend die Hände zusammenschlug, so komisch sah der Doktor aus. Dann trat dieser auf die Tante zu und ergriff ihre Hand.

„Das ist dieselbe kleine Linke, welche mir damals schon auffiel, — die hätte leicht zum Beräthter werden können.“

„Oh no!“ stöhnte diese und sah ihn an mit ihren großen Augen hinter den Schleiern hervor.

„Unglaublich!“ rief der Doktor zurückfahrend.

„Und jetzt, zur Strafe dafür, daß Du mich schauerlich findest — ich will, daß Du mir gibst ein Kiß.“

Dabei richtete die Tante sich plötzlich auf und fiel ihm lachend um den Hals. Es war ein gar seltsames Gesicht, welches der gestrenge Herr schnitt, als das Monstrum ihn an ihr drahtenes Herz drückte, aber er wußte sich zu helfen, mit geschickten Händen löste er die Schleier und nahm den Turban herunter von dem dunklen Haar der Geliebten und küßte sie

troß der Schminke und der entstellenden Drahthülle nach Herzenslust.

Zum großen Erstaunen mancher der Anwesenden erschien an demselben Abend ein gewisses Fräulein Wild am Arme des Doktors und daneben Fräulein Werner in dem Konzertsale auf der Terrasse.

„Sapperlot, ist das nicht die junge Dame, mit welcher ich im vergangenen Herbst bei Steinfurts getanzt habe?“ fragte ein großer, hübscher Kavallerieoffizier einen kleineren, mageren Kameraden.

„Bei meiner armen Seele, das ist sie,“ versetzte der Kümmerliche, nachdem er scharf hinübergesehen hatte, „die Andere ist die Suivante von Steinfurts' indischer Tante; weißt Du noch, das alte, verdrehte Frauenzimmer mit dem Goldschmiedeladen, die uns Bruderschaft anbot?“

„Dummes Zeug, — Deine Phantasie geht zum Teufel!“

„Verdammt nette Frauenzimmer! . . . Wollen wir nicht die Bekanntschaft erneuern?“

„Wollen sehen . . . nachher, in der Pause.“

„Wie sie ihn anguckt — mit Augen, den Doktor.“

„Hör' 'mal, die Sache kommt mir anrühlich vor, — auf Ehre, ich glaube gar, das ist Braut und Bräutigam! — Du weißt, ich habe eine verdammt feine Nase für so etwas.“

„Bei meiner armen Seele, — Du hast Recht . . . schauerlich!“ bestätigte der Kleine, „daß wir uns Die haben vor der Nase wegschnappen lassen!“

#### Achtunddreißigtes Kapitel.

In den nächsten Tagen kamen von England die Abschriften der Dokumente. Nachdem Elisabeth ihre Relation beendet hatte, übergab sie das Alles ihrem Onkel Konrad, ebenso erfolgten die Anweisungen auf das Geld. — Erst dann feierte man öffentlich die Verlobung durch ein solennes Diner im Hotel Bellevue.

Man war dort, äußerlich wenigstens, ein Herz und eine Seele. Als der Wein erst die Köpfe montirt hatte, verstieg sich der böse Onkel aus der Vorstadt sogar zu einer Rede und zwar zu einer höchst seltsamen, indem er die alte und die junge Erbtante leben ließ.

Die junge Erbtante bedankte sich für Beide und brachte zur größten Ueberraschung vieler Anwesenden, namentlich etlicher von Egon's Kameraden, ein Wohl aus auf das andere verlobte Paar: den Lieutenant und Helene.

„Schauerlich! . . . bei meiner armen Seele!“ brummte der Kümmerliche. „Nun verlobt sich der Kerl auch!“

Der Kommerzienrath schien angesichts der zweimalhunderttausend Thaler den Haber mit den von Steinfurts ein wenig vergessen zu haben, — er stand bereits in Unterhandlungen wegen Ankaufs einer dritten Fabrik, — zwei besaß er schon, — er nannte den Lieutenant hernach sogar seinen lieben Sohn.

Dieser und Helene aber strahlten vor Glück und Seligkeit.

Die beiden jungen Paare heiratheten an einem Tage, etliche Wochen später. Es gab da abermals

ein großes Fest in dem neuen, großen Hause des Doktors, einem wahren Palais, hart am Ufer des Stromes. Die Kirche war zum Erdrücken voll, die eine Braut habe fünf Millionen und sei früher ein ganz armes Mädchen gewesen, erzählten sich die Leute, die mußte man natürlicherweise sehen, die mußte ja wohl ganz in Spitzen und Brillanten gehen. — Sie fanden sich darin freilich getäuscht, wurden aber entschädigt durch die Lieblichkeit ihrer Erscheinung und durch die der andern Braut.

Hinter den Spiegelscheiben des Café Stephani saßen an einem Nachmittage im nächsten Sommer der Beau und der Kümmerliche und löffelten ihren Kaffee und langweilten sich über die Mäßen.

„Ist das nicht die Arnstein da drüben im Wagen?“ fragte Ersterer, sein Glas einnehmend und hinaussehend auf die Straße.

„Die Doktorin — ja.“

„Lange nicht dagewesen?“

„Nein.“

Der Kümmerliche sah äußerst schlau drein.

„Muß sich so was nicht zu Herzen nehmen . . . so'n hübscher Kerl wie Du. — Hast's nur nicht richtig angefangen,“ sprach er.

„Dummes Zeug! — verbitte mir das,“ fuhr der Beau in die Höhe, sehr roth und zornig. — Gleich darauf erröthete er aber noch einmal, denn zwei blonde Reiterinnen, geleitet von zwei Kavallerieoffizieren, kamen daher geritten aus dem Park und gerade auf sie zu. Das waren Lieutenant Egon und seine junge Frau, Marie Werner und Lieutenant von Baumbach. Der Beau versteckte sich hinter die Gardinen und sah sehr finster drein, der Kümmerliche lächelte unendlich schlau und malitios.

„Was der Baumbach für eine stattliche Mähre reitet,“ sprach er, an seinem fadenscheinigen Bärtchen zupfend . . . „Apropos . . . hast doch schon gehört . . . unser gemeinsamer Freund, der ehemalige Assessor . . . glücklich in Kalkutta angekommen. Wird Geldmensch,

hat die Erbtante hingeleitet . . . Kerl hat doch ein kolossales Glück!“

Der Andere blieb stumm, nahm nach einer Weile Säbel und Mütze und ging.

Egbert von Steinfurt hatte in der That eine Anstellung angenommen, welche Elisabeth ihm durch ihren Advokaten in Kalkutta verschaffte. In der Familie war man übereingekommen damals, die Geschichte mit der falschen Erbtante streng geheim zu halten, diese verschwinden zu lassen; man hatte deshalb das Gerücht verbreitet, welches Lieutenant von Pfeil soeben berührte. Im Herbst heirathete Marie den Premierlieutenant von Baumbach, worüber sich alle Diejenigen trösten mußten, welche von ihr sich einen Storb geholt hatten. Sie blieb so in der Nähe ihrer Freundin und war eine sehr reizende junge Frau.

Seit Geld im Hause war, fanden sich auch Freier ein: so heirathete Frida im nächsten Frühjahr, nachdem der phlegmatische Rothkirch noch immer keine Anstalten machte, bloß um diesen zu ärgern, den Beau, während Karola so lange bei ihrem Vater blieb, bis dieser, kurz nach Frida's Hochzeit, gestorben war. — Es schien, als könnte der Mann, welcher so lange Ketten geschleift hatte, die Freiheit nicht ertragen, er kränkelte seit Egon's Hochzeit schon und siechte langsam in's Grab.

Sehr glücklich lebten der Doktor und seine reizende junge Frau, ohne Prunk und Ansprüche, er, seinem Berufe obliegend, sie, ihm die Stirn mit Rosen bekränzend. Der Abend versammelt gar häufig alle die lieben Freunde und Verwandten in ihrem schönen Hause oder auf der Terrasse zu einem frohen Mahl, und dann lärmt eine lustige Kinderschaar bereits um sie herum, die mit jedem Jahre zunimmt.

In der Stadt nennt man Frau Arnstein heimlich die Erbtante, denn trotz aller Vorsichtsmahregeln ist ein Schimmer der Wahrheit in das Publikum gedrungen, sie erfreut sich aber dabei der allgemeinsten Liebe und Achtung.

## Seuilleton.

### Abgetakelt und gesfloopt.

Von

Ph. Knieß.

Bilder aus dem Schiffer- und Seeleben, wie sie in letzter Zeit mehrfach literarisch zu Tage getreten sind, haben etwas Belebendes und Erfrischendes. Sie können nicht Phantasiestücke, sie müssen immer aus der vollen Anschauung, aus dem frischen Leben geschöpft sein. Das verleiht ihnen einen ganz besondern Reiz. Wir sehen die gebräunte Hand, die sie geschrieben. Dieß Gepräge der Wahrheit und des Erlebten tragen auch die Skizzen „Von der Wasserlante“ (Bremen, Rouffel), die uns namentlich Bremer Erlebnisse und Erlebnisse von Bremern und ihren Schiffen erzählen und unseren Lesern durch nachfolgende Skizze zu eigenem Einblick empfohlen werden.

\*

Der Boden des Meeres ist übersät mit vielen Tausenden gesunkener Schiffe, die einst reiche Ladung und Hoffnung, Leben und Liebe in sich bargen. An den Küsten, auf den Bänken und Riffen derselben starren, unheimlichen Gerippen gleich, die Ueberreste gestrandeter Fahrzeuge aus Schlamm und Sand und Steingeröll hervor. Ihre Bewohner wurden entweder vom jähen Tode gerettet, oder sie trieben als enistellte Leichen an und fanden ein ungenanntes Grab im Fluglande der Insel- und Küstenfriedhöfe. Nur selten wird ein Schiff wegen Altersschwäche abgesetzt und als invalide und doch noch zu gut zum Verbrennen einer prozaischen, aber höchst nützlichen Bestimmung als Hull oder Dampfschiffsanleger zugeführt, bis es doch schließlich das Ende seiner Tage erlebt und — gesfloopt: auseinandergehauen, und als altes Eisen und Brennholz verkauft wird.

Selten genug auch ist's Seeleuten vergönnt, ein beschauliches und behagliches Alter zu erleben; nur zu oft sinken sie, entronnen den Gefahren der See, von Krankheiten zer schlagen, den schmerzhaften Folgen ihres anstrengenden Berufes, in ein

frühes Grab. Aber es gibt doch auch glückliche Ausnahmen. Ich sehe in diesem Augenblick aus meinem Fenster über das breite, stille Wasser hin auf den hohen Deich an der andern Flußseite, wo die Eichen ihre Wipfel zum Himmel strecken. Dort wohnen in freundlichen, niedrigen Häusern manche alte Schiffskapitäne, welche Feierabend halten und deren letzter Lebensabschnitt der goldigen Abendröthe nach einem finstern, stürmischen Tage gleicht. Da sitzen die ehrwürdigen Graubärte still unter den Bäumen und schauen auf den von der Flut bewegten, von Seglern und Dampfern, welche dem Hasen oder der See zusteuern, belebten Strom hin. Sie selbst, die alten Kapitäne, obgleich sie sich als längst abgetakelt betrachten, führen ein keineswegs müßiges Dasein; sie sind eifrig beschäftigt in Haus und Garten, mit dem Farbpinsel so gut wie mit Harke und Spaten, sie sind thätig in Gemeinde- und Staats-ehrenämtern und angeln wohl auch in den lauen Sommernächten ein Gericht Fische für die Küche. Es ist ein friedliches Leben dort in den Dörfern am Uferlande. Und wenn die Feierabendglocke für diese Welt über Land und Strand tönt und der müde gewordenen Pilger sterblich Theil der Erde wiedergegeben wird, dann ruhen die Leiber von ihrer Arbeit auf dem kleinen Friedhofe neben der alten, ephemerankten Kirche. Ihre Werke folgen ihnen nach, deren beste und dauerndste nicht selten am stillen Lebensabend geschaffen wurden.

Vor meinem geistigen Auge steht ein solches Leben, in welches hineinblicken ich einst Gelegenheit hatte. Es sei mir gestattet, davon zu erzählen.

Die „Constitution“ war ein gutes, festes Schiff, welches allerdings nicht mehr in der ersten Jugend stand. Kapitän Seemann, ein rüstiger Sechziger, hatte es seit langen Jahren mit Glück gefahren. Keine Havarie hatte es je betroffen und die Herren Versicherer an der Börse und die ihre Risikos anpreisenden Makler bezeichneten es mit rothen Buchstaben in ihren Listen. Allerdings waren die Konjunkturen der guten Bark nicht sehr günstig gewesen. Niedrige Frachten, Wladaden und andere störende Ereignisse hatten ihr Konto nicht frei und Kapitän Seemann's Verdienst nicht zu hoch werden lassen, so daß es ihm, dem mit zahlreicher Familie geeigneten Manne, unmöglich gewesen war, große Ersparnisse zu machen. Obgleich er noch seine volle Energie besaß, so meldete sich das Alter doch dann und wann mit Rheumatismus und Gicht an, und nur aus Pflichtgefühl blieb er seinem Berufe noch treu, vollends da sich bisher noch in der Stadt kein sogenanntes „Bantje“ — eine Verjorgung, eines Seemannes würdig, hatte finden wollen.

Es war im Dezember Anno Domini Soundso. Glücklich hatte die Constitution auf der Heimreise von Westindien die Nordsee erreicht. Kapitän Seemann hoffte in wenigen Tagen in dem Hasen binnenzukommen und das traute Weihnachtsfest im Kreise der Seinen feiern zu können. Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Furchtbare Stürme brachen los, das brave Schiff wurde total verschlagen und hatte über die Massen zu arbeiten, um die deutsche Küste wieder zu erreichen. Bei dem entsetzlich schweren Stampfen in der aufgerorgten See waren der Constitution einige Nächte gesprungen, so daß sie Wasser machte und die Mannschaft, um das Schiff lenz zu halten, unausgesetzt die Pumpen bedienen mußte. Endlich, nachdem man drei Wochen lang hin und her geworfen war, ohne das Ziel der Reise erreichen zu können, kam das heimathliche Lootsenboot in Sicht, von dem donnernden Hurrah der Mannschaft begrüßt. Der Pilot übernahm das Kommando und führte das Schiff glücklich in den Hasen hinein. Die Ladung war ziemlich unbeschädigt geblieben, doch fand sich, daß die Constitution selbst sehr gelitten hatte, so sehr, daß in Ueberlegung gezogen werden mußte, ob sie, bei ihrem vorgerückten Alter, noch einer umfangreichen und kostspieligen Reparatur werth sei. Der Entschcid fiel auf Rath von Kapitän Seemann dagegen aus. Der Rath war gut, durchaus selbstlos und auch schon deswegen aller Ehren werth, weil der Kapitän wußte, daß sein Rheber, welcher entschlossen war, zur Vetreibung der Dampfschiffahrt überzugehen, ihm kein anderes Segelschiff zur Führung geben werde. Er bot dem bewährten und zuverlässigen Mann allerdings das Kommando eines Dampfers an, doch meinte Kapitän Seemann, er sei für einen solchen „Qualmsafen“ doch schon zu alt und altmodig.

„Der findt s'ick woll wat anners for mi,“ sagte er. „Ick hör, de ole Armenhausvatter is dod. Weer dat nich en Bantje

for mi? Se nähmt'r jo doch jümmer en Kaptein to, Herr Rheber. Dohn Se en gobet Wort for mi.“

„God, dat Se daran denkt, Kaptein Seemann. Ick will minen besten Foot for Se vorjetten. Verlaten Se s'ick up mi.“

\*

Die Constitution wurde demnächst abgetakelt, nothdürftig kalfatert und auf den Strom gelegt. Theer vertrat fortbin die Stelle der Delfarbe bei ihrer Toilette, die Vergoldung an Heck und Gallion verblich und zeigte die weiße Grundfarbe.

Von Zeit zu Zeit erschienen nun einige schmutzige, plumpe Briggs von England, die ihre Kohlenladung an sie abgaben. Dann kam ein neuer und schmuder, schlanker Dampfer, welcher auf Seil legte und seine Punters aus ihren Lutten füllte. So führte die Constitution, wengleich abgetakelt, noch ein nützliches Dasein fort. Die Pumpen markten und seufzten wohl mehr als in früheren, besseren Zeiten, doch der alte Lieger an Bord (auch ein abgetakelter Matrose) schlief jede Nacht fest und ruhig in dem guten Glauben, daß sie ihre Nase nie ganz unter Wasser stecken werde.

Auch Kapitän Seemann takelte ab. Er erhielt wirklich die Stelle als Armenhausvatter und rücte mit Weib und Kindern in den alten, am Strom gelegenen Bau ein. Ich lernte den alten Kapitän bald nachher kennen, da ich in amtlicher Eigenschaft mit ihm zu verkehren hatte. Die Väter der Stadt hatten mit ihrer Wahl den rechten Mann getroffen, der weise, fest und mit liebenswürdigem Humor sein nicht leichtes Amt zu führen verstand.

„Dieser Stadt Armenhaus zum Beten und Arbeiten“ steht über dem mit dem Wappen gekrönten Portal. Es ist ein langes, zweistöckiges Gebäude mit Souterrain. In der Mitte ist ein mit hohen Bäumen besplanter Hof, auf welchen die vielen kleinen Bleisfenster schauen. Ein Dachreiter, in welchem die Alles im Hause in bestimmte Abchnitte theilende Glocke hängt, zielt die Vorderfronte, während ein Flügel des Hauses die einfache Kirche enthält, in welcher am Sonntage der Geistliche den Insassen predigt. Und deren sind viele: Männer und Weiber, meist aus den niederen Ständen, aber auch Leute, die einst den besseren Kreisen der Gesellschaft angehörten. Es ist eine große Kunst, solchen gemischten Kreis zu regieren, dort, wo Unzufriedenheit, Unverträglichkeit und Verbitterung über das harte Schicksal, von der Wohlthätigkeit der Mitbürger leben zu müssen, fast unausgesetzte Reibereien und Unzuträglichkeiten hervorbringen. Kapitän Seemann aber war der Mann, welcher mit großem Ernst und, wo es angebracht war, auch mit einem guten Scherzworte alle Differenzen zu schlichten wußte, so daß „we Vatter“, wie er von allen Leuten genannt wurde, bald der Abgott im sogenannten „Schlosse“ war. Die Armenhäusler arbeiteten in großen Sälen und aßen gemeinschaftlich in den großen Erdgeschosräumen des Hauses, die, lang und schmal, an das Zwischendeck eines Schiffes erinnerten. Auch die Kost war die schiffsübliche. Kapitän Seemann präsidirte dem Tische der Männer und seine Frau dem der Weiber. Er setzte mit Stentorstimme den Choralvers ein, welcher anstatt des Tischgebetes gesungen wurde.

Damals hatte noch die Anstalt ihren eigenen Friedhof, welcher die Leichen der zur ewigen Ruhe gegangenen Pilger aufnahm. Kein Pfarrer gab den Todten, die von Insassen des Hauses in platten, in der ganzen Stadt verhaßten Särgen — man sollte zu „benaut“ darin zu Ruhe sein, hieß es — bestattet wurden, das letzte Geleit, — so viele Umstände wurden mit den Armen nicht gemacht. Kapitän Seemann aber ging stets mit an die Gräber „seiner Kinder“ und betete ein lautes Vaterunser, „denn“, pflegte er zu sagen, „man schall den Menschen nich inscharrn, as wenn't en Hund weer“. Die alten, krummen „Kuhlengräber“ nickten ihm beistimmend zu.

Ich habe Seemann noch ungefähr zwanzig Jahre in seinem Amte gekannt und ebenso lange sah ich auch den Rumpf der alten Constitution auf dem Strome als Kohlenmagazin dienend liegen.

Kapitän Seemann blieb rüstig und bei guter Kraft bis in sein achtzigstes Jahr hinein. Haar und Bart waren schneeweiß geworden, aber in den Augen leuchtete noch ein Schein von dem Feuer, welches in der Jugendzeit aus ihnen gesprüht hatte. Alle, die ihn kannten, freuten sich des biederem Greises, der in der ganzen großen Stadt beliebt und geachtet war. In Pensionirung, welche ihm zustand, dachten weder er noch seine Vorgesetzten, Anfälle von Gicht, jener bösen Schifferplage, die geduldig ertragen wurden und rasch vorübergingen,

ungerechnet, ließ sein Gesundheitsstand nichts zu wünschen übrig. Die Söhne wurden brave Männer und die Töchter bekamen dergleichen.

Eines Morgens las der Alte wie immer aufmerksam die Zeitung. Plötzlich legte er Blatt und Brille hin, faltete die Hände und schüttelte das Haupt.

„Wat heft Du, Vatter?“ fragte ihn die Frau.

„Dor, liß, Fro,“ erwiderte er, „de Constitution schall floopt weern! . . . Ik föhl, mit mi geist et nu of bald to Enne; ik weer of floopt.“ — „Was doch nich verruckt, Vatter. Drint mal en lüttjen Bittern!“

Er schüttelte nur den Kopf und sagte nicht viel mehr.

Seemann hatte Recht gehabt. Seine Kräfte fingen an zu schwinden, ja sie nahmen reizend ab. Das Schlimmste war zu fürchten. Indeß blieb sein Geist reger; er erging sich in Erinnerungen an die Vergangenheit, an die Reisen, welche er gemacht hatte, an alle die vielen Erlebnisse eines langen, wenn auch noch so einfachen Menschendaseins. Und immer wieder knüpften sich seine Gedanken und die Bilder seiner Phantasien an die alte Constitution. Es war, als hinge er mit tausend Fäden an ihr. Er konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß „sein“ altes Schiff gesloopt werden sollte, und mehr als einmal sprach er die Ueberzeugung aus, der Tag, an welchem ihre Ueberreste in Auktion verkauft werden sollten, werde sein Todestag sein. Kein Daviderreden half — die Gedanken des Alten waren nicht davon abzubringen. Alle seine Wünsche konzentrierten sich in dem einen Verlangen: „Lat min Sark ut'n paar Planken von't ole Schipp maken.“ Nicht eher wurde er ruhig, als bis man ihm versprochen hatte, den Wunsch zu erfüllen.

Der Tag der Auktion über die Reste der Constitution kam heran. Die liebe Armuth aus den umliegenden Dörfern war vollzählig erschienen, um sich billiges Brennholz zu kaufen, und Abends schleppten sie auf Schiefarren und Handwagen die halbvermoderten Balken und Bretter in ihre Hütten. Für Kapitän Seemann waren einige schöne, noch gesunde Planken erstanden worden, für welche der Auktionator kein Geld annehmen wollte.

Als das Holz im Armenhause anlangte, hatte ebenjovor der Alte seine Seele ausgehaucht. Allgemeine Trauer ergriff die gebrechlichen Leute, welche freilich wenig Thränen mehr hatten, aber kaum Worte genug, um die Tugenden ihres seligen „Vaters“ zu rühmen. Die Tischler des Hauses vereinigten sich, den Sarg aus den harten, durch das Seewasser schwarz gegohrenen Planken der Constitution zu bauen, den Sarg, welcher ein Meisterwerk in seiner Art wurde, und über welchen ein geschichtskundiger Häusler sprach: „Dor schall he in liggen so laant as Lord Nelson in dat Mastholt von't franz'ische Admiralschipp.“

Die männlichen Insassen des „Schlosses“, krumme und schiefe, hüftelnde und von den Gebrechen des Alters geplagte, in altmodigen Kleidröcken und abenteuerlichen Kopfbedeckungen folgten nach wenigen Tagen dem Leichenwagen, der die sterbliche Hülle Seemann's nach dem städtischen Friedhofe führte. Die Winterabendsonne leuchtete über dem Grabe, die Glocken läuteten von den Thürmen den Sonntag ein. Staub kam zu Staub, Asche zu Asche. Was vergänglich ist, es war „gesloopt“ wie jenes alte Schiff. Aber seinem alten Kapitän folgte die Liebe nach, welche er gesetzt hatte, man redete von Ewigkeitshoffnung und von dem Glauben an eine fröhliche Auferstehung. Besagt haben die vom Grabe Heimkehrenden es nicht, aber den Gedanken bewegten sie im Herzen:

Wir haben  
Einen guten Mann begraben,  
Und uns war er mehr!

### M o s a i k.

Spanische Gasthofs- und Kaffeehausstitten. In meiner Fonda, erzählt Passarge in seinem neuesten Buch über Spanien und Portugal, speisen nur Spanier, meist junge Kaufleute, oder Beamte mit ihren Frauen, die seinen eigenen Haushalt führen. Die Speisen, namentlich die Fische, sind vortreflich, doch sämmtlich mit Del zubereitet, das hier nach dem Ara-

bischen azzait acéite genannt wird. Auf dem Tische stehen immer in Salz eingemachte Oliven, acetonas adobadas, an deren Geschmack man sich freilich gewöhnen muß. Jetzt genießt man sie als appetitreichend ad libitum beim Beginn oder während der Mahlzeit; früher müssen sie aber als Nachtiisch gedient haben; denn Negar á las aceitunas heißt so viel als zu spät kommen. Man speist nach der Karte, das heißt der freundliche Wirth sagt Jedem in gelassener Weise, was es heute gebe. Wirft man einen Blick hinaus, so kann man die Köche schauen, welche das Gemüse in unermeßlicher Fülle bereiten, oder an den Delyfannen stehen, in denen Fische oder Fleischstücke schmoren. Ganz merkwürdig sind die huevos fritos, unsere Spiegeleier, die in dem siedenden Del offenbar plötzlich erstarren, so daß sie in einer Art Eiweißfell aufgetragen werden. Der Spanier trennt dieses und schöpft den flüssigen Inhalt mit einer Semmel heraus. Den Wein bekommt ein Jeder in einer kleinen Flasche mit pfaffenartigem Gießer; man hebt dieselbe in die Höhe, biegt den Kopf zurück, macht den Mund auf und läßt den blutrothen Strahl in den Hals laufen. Das nennen sie beber con porron, oder un trago (Schluck) con porron. Die Servietten (servilletas) faltet man nicht wie bei uns, sondern nach Art eines Halbtuches und steckt sie zusammengelegt in einen Ring, beim Fortgehen aber in ein Brettartiges Gestell, das neben der Thüre an der Wand hängt. Der Eintretende greift denn auch immer zuerst nach seiner Serviette. Die Leute benehmen sich keineswegs steif und formell, sondern haben einen gewissen jovialen Zug. Sie reden mit den Fremden, ohne Weiteres an, und ich bemerke immer den veränderten frohen Gesichtsausdruck, wenn sie hören, ich sei kein frances, sondern ein aleman. Man hüte sich nur etwa, nach Analogie des Englischen, un germano zu sagen; denn dieses klingt ungefähr wie hermano und bedeutet Bruder. Einem solchen „germano“ würde ein Spanier wahrscheinlich erwidern: „Somos todos hermanos“ (wir sind Alle Brüder).

Sein Frühstück nimmt man in einem Café, die aber vor neun Uhr kaum geöffnet werden, oder in einer der schon früh offenen Chocolaterias. Man erhält in dieser ein Täschchen vortrefflicher Chokolade (el, nicht la, chocolate) und ein tuchenartiges Gebäck, Enfiamada. Kein Spanier genießt den Inhalt mit einem Köffel (eucharita); er zerreißt vielmehr die Enfiamada und schöpft die Tasse damit aus. Unter Bollo, das manche Reisenden wohl auch als Theil des desayuno nennen, versteht man nichts als eine Semmel; in länglicher Form heißt sie ein lungats. Noch besser forbert man ein pan, das dann immer aufgeschnitten gebracht wird, wie eine Buttersemmel. Verlangt man ein tostado, so erhält man dasselbe geröstet und wird ohne Zwang an die englischen toasts erinnert, die ja mit den spanischen tostos identisch sind. Ein tostado con manteca ist in Barcelona, wo es gute Butter gibt, ganz vortreflich. Da aber Butter in Spanien sonst eine feine und werthvolle Sache bildet, so ist der Ausdruck manteca auch zu einer nicht seltenen Bezeichnung für Reichtum geworden, gerade wie in dem salzlosen Vinnenafrika das Salz. Kein Pariser Café kann sich an Größe mit diesen barcelonesischen vergleichen, die in doppelter Reihe die beiden Seiten der Rambla einnehmen und von Gold, Spiegeln und Krystall strahlen. Da ist das Café Suizo, Colon, de las Delicias, Catalan, de Barcelona, del Liceo und viele andere. Selbst die großen Hotels mögen in ihrem Parterregehoß diese sichere Einnahmequelle nicht entbehren. So viel ich bemerkt, sind sie nur in der Mittagsstunde und am Abend gefüllt. Die Kellner (mozos) ruft man durch lautes Händeklatschen (picar). Das Publikum besteht fast ausnahmsweise nur aus den einfachen Ständen, kleinen Beamten, Kaufleuten, Handwerkern, Soldaten, Dienstmädchen, „Cigarreras“ etc. Immer wird am Abend ein Klavier gespielt, das auf einer Erhöhung in einer Ecke des großen Saales steht, und zum Theil vortreflich. Doch hört Niemand auf die Musik und sie dient, wie in unseren Theegesellschaften, meist nur dazu, die Konversation im Flusse zu erhalten. Ich weiß nicht, ob früher auch die feine Welt diese Cafés besucht hat; gegenwärtig hält sie sich vollkommen fern; ja ich zweifle, ob eine feine Dame die Promenade der Rambla überhaupt oder anders als am Arm ihres Gatten betreten darf. Was auf Exklusivität Anspruch macht, fährt vor dem Diner (der comida) auf dem Paseo de Gracia auf und ab und besucht nach demselben das Theater.